

**STUDIEN AUS DEM MÜNCHNER INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE, Band 9**  
**WORKING PAPERS IN SOCIAL AND CULTURAL ANTHROPOLOGY, LMU MUNICH, Vol 9**  
**Herausgeber: Eveline Dürr, Frank Heidemann, Thomas Reinhardt, Martin Sökefeld**

Julia Baumann

Israel – Kultur(en) der Migration.

Sudanesische Flüchtlinge in und um Tel Aviv

München, 2014

ISBN 978-3-945254-02-8

“You will see,  
One day I’ll be free,  
And you never ever gonna see me again.”  
(Lyrics-Ausschnitt eines von sudanesischen Flüchtlingen selbstkomponierten Songs)



Demonstrierende sudanesische Flüchtlinge in Tel Aviv , Israel. Bildquelle:  
<http://cdn1.electronicintifada.net/sites/electronicintifada.net/files/130313-asylum-seekers.jpg>

# Inhalt

1.	Einleitende Worte .....	1
2.	Israel – Kultur(en) der Migration: Sudanesische Flüchtlinge in und um Tel Aviv .....	3
2.1.	Hintergründe .....	3
2.1.1.	Konflikte im Sudan und Fluchtwege - Ein Überblick .....	3
2.1.2.	Die Jüdische Diaspora und deren Auswirkung auf die Asylpolitik Israels..	6
2.1.3.	Israelische Stimmen .....	9
2.2.	Ethnologisches Arbeiten unter sudanesischen Flüchtlingen in Israel.....	11
2.2.1.	Methoden der Datenerhebung.....	11
2.2.2.	Reflexion über das eigene Selbst als Forscherin .....	15
2.3.	Flüchtlingsgeschichten .....	17
2.3.1.	Mohammed erzählt.....	17
2.3.2.	Ahmed erzählt .....	19
2.3.3.	Abdoullah erzählt .....	20
2.3.4.	Ibrahim erzählt .....	22
2.4.	Interpretation.....	24
3.	Abschließende Bemerkungen und Ausblick.....	27
4.	Literaturverzeichnis.....	29

# Danksagung

Mein Dank geht an die Gemeinschaft der sudanesischen Flüchtlinge in Tel Aviv, Ashdod und Arad, im besonderen an die Gemeindezentren in der HaShachelet und Rehov Wolffson in Tel Aviv sowie an die einzelnen Interviewpartner, deren Namen ich nicht veröffentlichen möchte.

Besonderer Dank geht an das Institut für Ethnologie der LMU, dessen institutsinterne Förderung mir diesen Forschungsaufenthalt erst möglich gemacht hat, sowie an die Herausgeber der „Studien aus dem Münchner Institut für Ethnologie“ Eveline Dürr, Martin Sökefeld, Frank Heidemann und Thomas Reinhardt.

Ich bedanke mich außerdem bei Amnesty International Israel, Gabriele Herzog-Schröder und Eveline Dürr für die freundliche Unterstützung und Anregungen vor, während und nach meiner Forschung.

München, Mai 2014

*Across the Borderline*

*There's a place where I've been told  
Every street is paved with gold.  
And it's just across the borderline  
And when it's time to take your turn  
Here's one lesson that you must learn  
You could lose more than you'll ever hope to find.*

*When you reach the broken Promised Land  
And every dream slips through your hands  
Then you'll know that it's too late to change your mind,  
'Cause you've paid the price to come so far.  
Just to wind up where you are  
And you're still just across the borderline.*

*Up and down [...],  
A thousand footprints in the sand  
Reveal a secret no one can define.  
That river rolls on like a breath  
In between my life and death.  
Tell me, who is next to cross that borderline.*

*And when you reach that broken-promise land,  
And all your dreams flow through your hand.  
You know it's too late to change your mind.  
'Cause you paid the price to come so far,  
Just you wind up where you are,  
And you're still just across that borderline.<sup>1</sup>*

---

<sup>1</sup> Songlyrics "Across the Borderline", geschrieben von Ry Cooder, John Hiatt, and Jim Dickinson, Soundtrack des Filmes "The Border", 1982 (<http://www.golyr.de/ry-cooder/songtext-across-the-borderline-613415.html>).

# 1. Einleitende Worte

“In the new century, images of traditional boats overloaded with clandestine migrants crossing European borders have been abundant in the media, suggesting an invasion of Europe by desperate and destitute Africans [...]. If the dreams to exit the continent remain real, fed by an imaginary of the West far removed from the harsh reality of migrant experiences [...], media reports fuel a hyper-reality wherein the gates of fortress Europe verge on being overwhelmed by young [...] Africans [...]. The drama of sinking human cargos in the Atlantic and Mediterranean, of record numbers of human bodies washing ashore or caught up in the nets of fishing boats cannot be dismissed simply as the cruelty of human traffickers. The ‘liquid cemeteries’ along European coastlines also results from deliberate policies. Thousands of Africans have perished in attempting to cross the borders of ‘Fortress Europe’”. (Kane und Leedy 2013: 3 und 6)

Das Autorenduo des obigen Zitats beschreibt treffend die Situation vor der europäischen Küste: Überfüllte Boote, Leichen ertrunkener Flüchtlinge, die an die Touristenstrände Italiens oder Griechenlands gespült werden, verzweifelte Migranten und Migrantinnen, die die von Frontex gesicherten, spanischen Grenzbefestigungen zu überwinden suchen – all das ist im 21. Jahrhundert bittere, europäische Realität geworden. Kane und Leedy gehen sogar soweit, “migration within countries, between countries and between continents“ (Kane und Leedy 2013: 1) als eine zentrale Charakteristik des gegenwärtigen Jahrhunderts festzuschreiben. Die verstärkte Zuwanderung afrikanischer Einwanderer und Einwanderinnen, Asylbewerber und Asylbewerberinnen und Flüchtlinge<sup>2</sup> scheint die europäische Staatengemeinschaft, obwohl schon immer Zuwanderungsgebiet, kalt getroffen zu haben. Dies weckt den Eindruck, dass auch die Öffentlichkeit erst durch eine Katastrophe auf die Vorgänge an ihren Ländergrenzen aufmerksam gemacht wurde. So hat Kane und Leedys Szenario am 04.10.13 seine grausame Wirklichkeit gefunden: Das Kentern eines Flüchtlingsbootes mit über fünfhundert Menschen an Bord, das vor der italienischen Küste sank, machte auf tragische Weise das Flüchtlingsphänomen plötzlich populär. Die länderübergreifende Anteilnahme und mediale Aufmerksamkeit führte zu einem Überdenken der europäischen Flüchtlingspolitik. Groteskerweise haben erst der Tod von fast vierhundert Männern, Frauen und Kindern, deren Leichen an die Küste der kleinen Insel Lampedusa gespült wurden, den „flüssigen Friedhof“ (s.o.) vor der „Festung Europa“ sichtbar gemacht und erst die traurigen Geschichten der Überlebenden und deren Retter gaben der Katastrophe ein Gesicht. Dabei wagten alleine im Jahr 2012 nach Schätzungen von Pro Asyl etwa 22.000 Menschen die gefährliche Überfahrt von Afrika nach Italien.<sup>3</sup> Auffällig ist, dass die überwiegende Anzahl der Flüchtlinge aus Bürgerkriegsländern, wie Syrien, Eritrea, Somalia oder dem Sudan kommen. Laut der UNO-Flüchtlingshilfe befanden sich bis Ende 2012 weltweit ungefähr 45,2 Millionen Menschen auf

---

2 Die Begriffe „Flüchtling“ und „Asylbewerber/Asylbewerberin“ werden häufig getrennt. Asylbewerber und -bewerberinnen haben einen Asylantrag gestellt, Flüchtling kann man jedoch auch ohne Asylantrag sein. Da die meisten Flüchtlinge jedoch auch Asylbewerber sind und die Gesetzeslage beide ähnlich behandelt, werde ich die Begriffe im Folgenden gleichsetzen.

3 <http://www.tagesschau.de/ausland/fluechtlingsrouten100.html>.

der Flucht. Etwa fünfzehn Millionen davon gelten nach völkerrechtlicher Definition als sogenannte „Flüchtlinge“. Den größten Teil, etwa 28 Millionen, machen „Binnenvertriebene“ (Internally Displaced Persons – IDP) aus<sup>4</sup>. Ungefähr achtzig Prozent der weltweiten Flüchtlingspopulation leben in einem an ihre Heimat grenzenden Nachbarland.<sup>5</sup> Häufig jedoch weiten sich die der Flucht zugrundeliegenden Konflikte auch auf Nachbarregionen aus.

Die Sehnsucht nach einem sicheren Ort und einer Welt, in der ihr Leben nicht bedroht wird, vereint sicherlich die meisten Flüchtenden. Neben dem Weg über das Meer nach Europa gibt es jedoch auch noch andere, einfachere Wege. Einer davon führt nach Israel, dem einzigen Staat der Welt, in dem Juden eine Bevölkerungsmehrheit bilden. Aber nicht nur Menschen jüdischen Glaubens migrieren in das „biblische Land“, auch sudanesishe Vertriebene und Asylbewerber sowie Asylbewerberinnen suchen dort seit einigen Jahren Zuflucht. Der Umgang mit ebenjenen nicht-jüdischen Neuankömmlingen ist in der israelischen Gesellschaft äußerst umstritten und hat bis heute den Weg in die internationale, wissenschaftliche Diskussion eher selten gefunden.

Im Folgenden möchte ich mich, auch deshalb, genauer mit sudanesischen Flüchtlingsgruppen in Israel, präziser im Raum Tel Aviv, befassen. Ein besonderes Augenmerk soll auf die Analyse von Umgangsweisen und Konnotationen verschiedener, individueller Lebensgeschichten gelegt werden. Zunächst müssen dafür die Hintergründe der gegenwärtigen Situation der Flüchtlingsgemeinschaften geschildert werden. Hierzu zählt zum einen die israelische Flüchtlingspolitik, die eng mit der jüdischen Erfahrung in der Diaspora und der israelischen Migrationsgeschichte zusammenhängt; zum anderen werde ich einen kurzen Überblick über die konfliktreiche Lage im Sudan geben und damit die Fluchtmotive klären. Da sich die hier vorliegende Arbeit vor allem auf empirische Daten stützt, wird im nächsten Punkt die ethnologische Feldforschung und mein eigener Einfluss auf die Gewinnung dieser Daten reflektiert geschildert. Den größten und wichtigsten Teil sollen die sogenannten „Flüchtlingsgeschichten“ und deren Interpretation einnehmen. Hier werde ich zunächst die einzelnen Teilnehmer meiner Forschung individuell vorstellen und von deren Erlebnissen sprechen lassen. Die ethnologische Interpretation meinerseits soll sich dann in einem gesonderten Abschnitt anschließen. Abschließend werde ich in einer Abschlussbemerkung ein Fazit ziehen, in einem Ausblick mögliche Zukunftsszenarien darstellen und mit einem Rückbezug auf die Einleitung enden.

---

<sup>4</sup> Als Binnenvertriebene gelten Menschen, die innerhalb ihres Landes von einer Region zu einer anderen fliehen, ohne dabei internationale Landesgrenzen zu überschreiten.

<sup>5</sup> <http://www.uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlinge/zahlen-fakten.html> (Statistik von 2014).

## 2. Israel – Kultur(en) der Migration: Sudanesische Flüchtlinge in und um Tel Aviv

### 2.1. Hintergründe

#### 2.1.1. Konflikte im Sudan und Fluchtwege - Ein Überblick

“Sudan – That’s our homeland; the land of our families and our tribes [...] where we lay under the Mango trees“ (Sudanesischer Flüchtling über den Sudan).

Der Sudan ist der drittgrößte Staat des afrikanischen Kontinents und beherbergt etwa fünfhundert verschiedene Ethnien, von denen alleine achtzig in der Region Darfur beheimatet sind. Dies führt zu einer sehr großen Diversität an Sprachen, Traditionen und rituelle Praxen. Die meisten Sudanesen und Sudanesischen sind sunnitische Muslime oder Christen, einige sind jedoch auch Anhänger anderer Religionen. Nach der Loslösung von der ägyptischen Fremdherrschaft war der Sudan ab 1899 britische Kolonie. 1956 wurde nach dem Zerfall des Empires die Republik Sudan ausgerufen (Khalafalla 2004: 80 ff.). Nach immer wiederkehrenden Putschen fand sich das Land jedoch mit einem Bürgerkrieg konfrontiert. In den 70er Jahren orientierte sich die sudanesische Politik an Ägypten und so wurden einige sozialistische und panarabische Reformen durchgeführt. Gemäß der Verfassung von 1998 ist der Sudan eine Islamische Republik und wird seit 1989 von einer Militärregierung regiert. Der Islam ist als Staatsreligion festgelegt worden und schon Anfang der 1980er Jahre wurde die Scharia als allgemeingültiges Gesetzssystem installiert (Chiari 2008: 39 ff.). Seit 2000 ist die Nationale Kongresspartei (NCP) unter Al-Baschir an der Macht. Das 2005 unterzeichnete Friedensabkommen zwischen der Regierung in Khartum und der SPLA, der wichtigsten südsudanesischen Rebellengruppe, gewährte dem Südsudan Autonomie, beendete vorerst den Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd und führte schließlich 2011 zur Unabhängigkeit des Südsudans (Thilke 2006: 30 ff.).<sup>6</sup>

Neben dem schwelenden Konflikt mit dem neugeborenen, demokratischen und vornehmlich christlichen Südsudan, entwickelten sich auch in der Region Darfur Rebellionsbewegungen gegen die Regierung. Diese haben sich aus unterschiedlichen sogenannten „schwarzafrikanischen“ Ethnien, wie zum Beispiel den Fur, die knapp ein Drittel der Bevölkerung der Region ausmachen, den Masalit oder den Zaghawa, zusammengeschlossen. Sogenannte „arabische“ Volksgruppen, die meist unter der Bezeichnung „Baggara“<sup>7</sup> zusammengefasst werden, ste-

---

6 Mit der Unabhängigkeit des Südsudans wurden die meisten südsudanesischen Flüchtlinge oft ungewollt aus Israel in den neuen Staat ausgewiesen (vgl. dazu zum Beispiel Lijnders, African Refugee Development Center und Hotline for Migrant Workers 2013).

7 Der Begriff ist eine zusammenfassende Bezeichnung für halbnomadisch lebende und Arabisch-sprachige Rinderhirten in den Sahel-Ländern, im Besonderen im Sudan und dem Tschad. In Abgrenzung zu den sogenannten Aballa (Kamelnomaden) und Zurga (Bauern), fasst er eine Vielzahl unterschiedlicher Ethnien zusammen. Die Geschichte der Baggara beginnt als Kamelnomaden, die seit dem 13. Jahrhundert aus dem Norden kommend in regenreichere Gebiete abwanderten. Dort gaben sie meist die Kamelzucht für die Rinderzucht auf. Bekannt sind diese Gruppen vor allem durch den Sklavenhandel und die Ausbeutung ackerbaubetreibender Völker geworden. Heute werden auch andere rinderzüchtende Nomaden, wie zum Beispiel Teile der Fur, unter dieser Bezeichnung gehandelt. Da sich die Gruppe der Baggara somit aus mehreren unterschiedlichen Kulturgruppen zusammensetzt, ist für viele ihre ursprüngliche kulturelle Zugehörigkeit zum Beispiel als Fur wichtiger, als ihre Identität als Baggara oder als Sudanese. Dies trifft auch für die sogenannten „SchwarzafrikanerInnen“ zu,



hen ihnen gegenüber. Im Allgemeinen fordern die Rebellengruppen in Darfur mehr Mitbestimmungsrecht und werfen der „arabisch“ geprägten Regierung vor, die „schwarzafrikanischen“ Ethnien systematisch zu diskriminieren. Verschiedene bewaffnete Milizengruppen versuchen immer wieder die Regierung zum Rücktritt zu zwingen (Austin und Koppelman 2004). Die Regierung ging und geht als Reaktion militärisch mit Luftbombardements und Bodenangriffen gegen die Rebellen vor und unterstützt die lokale Gegen-Miliz, die aus „arabischen“ Baggara besteht. Weltweit für ihre Brutalität bekannt geworden sind im Besonderen die sogenannten Dschandschawid („bewaffnete Dämonen zu Pferd“), eine aus Reiternomaden bestehende Miliz. Die Zivilbevölkerung, die eigentlich außerhalb dieses Konfliktes steht, leidet seit Jahren vor allem unter diesen Angriffen, bei denen ihre Dörfer niedergebrannt, Frauen vergewaltigt und Männer, Frauen und Kinder grausam umgebracht werden (Hastrup 2013: 102 ff.). Die Abgrenzung von „Arabern“ und „Schwarzafrikanern“ hat ihren eigentlichen Ursprung in einer ökonomisch begründeten Auseinandersetzung (siehe Fußnote 7). Der Konflikt in Darfur, der häufig als „ethnische Auseinandersetzung“ bezeichnet wird, ist allerdings erst durch manipulatives Zutun der Regierung und der Rebellen zu einem wohl „ethnisch-begründeten“, aber eigentlich rein politischen Streit ausgedehnt worden. Die Begriffe „schwarzafrikanisch“ und „arabisch“ sind hier also weniger als tatsächliche ethnische Unterscheidung, denn als sozial konstruierte, ethnische Identitäten zu verstehen.

Der Konflikt in Darfur hat sich in den letzten Jahren zu einem der blutigsten Auseinandersetzungen des afrikanischen Kontinents ausgeweitet. Im Jahr 2004 sind „ethnische Säuberungen“, „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ und „Kriegsverbrechen“ durch die Regierung unter Al-Baschir in der Region Darfur von den Vereinten Nationen bestätigt worden. Die meisten Opfer und einige Menschenrechtsorganisationen sprechen sogar von einem systematischen Völkermord (Amnesty International 2013). 2009 stellte der Internationale Strafgerichtshof (ICC) einen Haftbefehl gegen Präsident Al-Baschir aus. Die UN geht allein in Darfur von etwa 300.000 Toten bis Ende 2008 aus. 2,5 Millionen Menschen wurden innerhalb der Region vertrieben. Hinzu kommen die Toten und Vertriebenen aus den Grenzregionen zum heutigen Südsudan<sup>8</sup>.

---

denn auch ihre Zusammensetzung besteht teilweise aus den ähnlichen Ethnien, zum Beispiel sehen sich viele Fur aus Darfur als „SchwarzafrikanerInnen“ und nicht als „Baggara“. Schon im Sezessionskrieg mit dem Südsudan rüstete die sudanesishe Regierung Baggara-Milizen im Kampf gegen die südsudanesischen Rebellen militärisch auf (bekannt als Popular Defence Forces oder Murahalin). Sie überfielen unterschiedliche südsudanesishe Volksgruppen, unter anderem die Dinka, mit denen sie um Weideland und Wasservorkommen konkurrierten. Im Darfur-Konflikt hat die Unterscheidung in „arabische“ Baggara und „schwarzafrikanische“ Ethnien wenig mit der ursprünglichen Bezeichnung zu tun, sondern ist politisch motiviert. Die Baggara-Milizen sind auf der Seite der sudanesischen Regierung und haben unter anderem die Dschandschawid hervorgebracht. Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal ist, dass alle Baggara sunnitische Muslime sind, ihre Gegner hingegen sind multireligiös.

<sup>8</sup> <http://www.unhcr.org/51b1d63816.html>

Seit einigen Jahren kommen zehntausende sudanesische Flüchtlinge in das „Heilige Land“. Der Fluchtweg führt meist vom Heimatland in umliegende Nachbarländer, wie dem Tschad oder Äthiopien, über Ägypten nach Israel. Krieg, Hunger und Perspektivlosigkeit bringen eine unstillbare Sehnsucht nach einem friedlichen, erfüllten Leben, nach einem Paradies hervor. Für einige Flüchtlinge ist dieses Paradies Europa und das treibt viele auf Schlepperboote. Der einfachere, weil zu Fuß bestreitbare, und billigere Weg führt nach Ägypten. Das nordafrikanische Land nimmt seit 1994 sudanesische Flüchtlinge auf (Amnesty International 2011). Laut UNHCR (United Nations High Commissioner for Refugees) hätten sich dort im Jahr 2013 etwa 23.000 sudanesische Flüchtlinge und Asylbewerber und Asylbewerberinnen aufgehalten.<sup>9</sup> Gerade während und nach dem arabischen Frühling ist Ägypten allerdings in anderen Konflikten gefangen. Es wird von Übergriffen auf offener Straße und blutig niedergeschlagenen Demonstrationen berichtet. Ein besonders bekanntes Ereignis fand Ende 2005 statt. Etwa 2 500 sudanesische Flüchtlinge hatten in der Nähe des UNHCR-Büros in Mohandeseen bei Kairo eine Zeltstadt errichtet. Ziel war es, die internationale Gemeinschaft auf die Situation der Flüchtlinge aufmerksam zu machen. Die Versammlung wurde schlussendlich durch ägyptische Sicherheitskräfte gewaltsam aufgelöst: 27 Menschen starben, darunter auch Frauen und Kinder; tausende wurden in verschiedene Abschiebungszentren in und um Kairo gebracht (Amnesty International 2011). Viele wurden zwar wieder entlassen, in der kollektiven Erinnerung und Erzählung unter sudanesischen Flüchtlingen blieben aber vor allem die Geschichten einiger hundert Sudanesen festgeschrieben, die tatsächlich abgeschoben wurden. Die Schreckensnachricht verbreitete sich schnell und wurde als eine in Ägypten übliche Umgangsweise immer weitergegeben. Nicht nur diese Szene scheint viele Asylbewerber und -bewerberinnen an die Zeit im Sudan zu erinnern.

So entschlossen sich immer mehr in den Nachbarstaat Israel abzuwandern. Der Grenzübertritt beginnt mit einer langen Reise durch die Sinai Wüste. Um die Halbinsel durchqueren zu können, sind Schlepper nötig, denn der Sinai wird Berichten zufolge von Beduinen kontrolliert (Rozen und Physicians for Human Rights 2012). Einige der von den wechselnden Regierungen unterdrückten Nomadenvölker nutzen wohl zudem den Menschenhandel als Druckmittel und Einkommensquelle. Immer häufiger werden Flüchtlinge aus umliegenden Flüchtlingslagern entführt. Mit grausamer Folter und Verstümmelungen versuchen die Entführer von der Familie des Opfers Geld freizupressen, häufig mehrere zehntausend Euro. Geld, das die meisten Flüchtlingsfamilien nicht haben. Etwa die Hälfte der Opfer überlebt die Foltercamps nicht (Hotline for Migrant Workers 2011). Seit einiger Zeit mehren sich Gerüchte, dass auch illegaler Organhandel betrieben werde. Überlebende Opfer kehren zurück nach Kairo oder führen ihren Weg fort nach Israel (SZ-Magazin 2013). Seit 2006 sind illegale Grenzübertritte von Sudanesen aus Darfur, dem Westsudan und dem Südsudan verzeichnet. Im Sommer 2007 stieg die Zahl der Einwanderer und Einwanderinnen auf fünfzig bis einhundert pro Tag drastisch an (Haim 2009).

---

<sup>9</sup> <http://www.unhcr.org/51b1d63816.html>

### 2.1.2. Die Jüdische Diaspora und deren Auswirkung auf die Asylpolitik Israels

“Do not oppress a stranger for you know the soul of the stranger, since you were strangers in the land of Egypt. – Exodus 23:9”

(Plakat bei einer Demonstration der Flüchtlinge in Tel Aviv am 21.12.13)

Migration stellt den Menschen vor die Frage, was eigentlich die eigene kulturelle Identität beinhaltet. Freiwillige oder erzwungene Ab- und Ausgrenzung einerseits, Assimilation bis zum Verlust der eigenen Sprache oder Religion andererseits sind die Extreme, zwischen denen Exilbevölkerungen ihren Weg suchen. Auf der Suche nach einem Zusammengehörigkeitsgefühl tritt häufig eine starke Betonung des Ursprungslandes und der Ursprungsmythen auf (Meyer 2005 und Arthur 2010). Gerade das Judentum stellt ein Paradebeispiel in der Entwicklung von diasporischen Gemeinschaften dar. Migration hat in der jüdischen Tradition eine große Bedeutung, denn jahrhundertlang befand sich das jüdische Volk in einer ständigen Diasporasituation (Schliwski 2012 und Schmitz 2011)<sup>10</sup>. Schon der Begriff „Diaspora“ hat seinen Ursprung in der jüdischen Kultur (Ben-Rafael 2013). Mit Aufkommen des Zionismus und der Errichtung des Staates Israels 1948 veränderte sich die Situation der weltweiten jüdischen Bevölkerung. Menschen jüdischen Glaubens fühlten sich nun einem Land und einer Nation zugehörig (Aviv und Shneer 2005). Die schon vor der Staatsgründung beginnenden jüdischen Einwanderungswellen, Hebräisch als *Alliot*, „Aufstieg“, bezeichnet, wurden in der israelischen Erinnerungskultur glorifiziert und mystifiziert (Brenner 2002). Die jahrzehntelange und häufig fremdbestimmte und diskriminierende Diskussion um die Identität „des Juden“ hatte mit der Staatsgründung ein vermeintliches Ende gefunden: Ob Religion, Volk, Ethnie, Kultur, Nation – Israel galt von nun an und vor allem nach dem Holocaust als symbolisches Land der Juden, das „Heilige Land“ auf das jeder Jude seit alttestamentarischer Zeit ein Anrecht hätte. Eine starke Sehnsucht zum sogenannten „Eretz Israel“<sup>11</sup> ist in der jüdischen Religion immer schon verankert gewesen (Meyer 2005). So zum Beispiel im Wunsch „Nächstes Jahr in Jerusalem“, auf Hebräisch: „Ba Schana habaa Biruschalajim“<sup>12</sup>, der in der allgemeinen Pessachliturgie zu Neujahr rezitiert wird. Auch der säkulare Staat Israel nutzt diese emotionale Regung: Immer wieder tauchen in politischen Reden religiöse Bekenntnisse auf, immer wieder wird die gemeinsame Geschichte und die Heiligkeit des Landes betont. Israel versteht sich als jüdischer und demokratischer Staat für jüdische Bürger und wird deshalb von vielen Wissenschaftlern als sogenannte „Ethnokratie“ bezeichnet (Haim 2009). Dieses israelische Selbstverständnis hat in den letzten Jahrzehnten zu einigen Kriegen, Konflikten und Diskussionen geführt. Das allumfassendste Beispiel ist der Nah-Ost-Konflikt, der seit nunmehr fast siebzig Jahren das Weltgeschehen mit beherrscht (Habib 2004). Der Staat vermischt in seiner politischen und gesellschaftlichen Struktur profane mit sakralen Sphären.

---

<sup>10</sup> Der Begriff stammt etymologisch aus dem Griechischen und bedeutet „Zerstreuung“ oder „Verbreitung“.

Bis zur Frühen Neuzeit wurde er nur für geschlossene, jüdische Siedlungen benutzt. Diese entstanden mit dem Untergang des Reiches Juda 586/7 v. Chr.. Ein Teil der jüdischen Bevölkerung zog daraufhin nach Ägypten; der größere Teil jedoch exilierte nach Babylon und bildete das sogenannte „Babylonische Exil“. Die heutige jüdische Diaspora umfasst im modernen Sinn diejenigen Juden, die außerhalb des jüdischen Staates Israel leben.

<sup>11</sup> Eretz Israel, wortgetreu übersetzt „das Land Israel“, ist eine ursprünglich biblische Bezeichnung für den Staat der Juden bzw. der Hebräer. Im politischen Zionismus und auch im heutigen Staat Israel wurde er wiederverwendet, um den jüdischen Anspruch auf das Land zu unterstreichen.

<sup>12</sup> Transkription in lateinischen Buchstaben.

Ein besonders eindringliches Beispiel hierfür ist unter anderem die Einwanderungspolitik und Asylgesetzgebung.

In der Genfer Flüchtlingskonvention heißt es, ein Flüchtling sei eine Person, die

„[...] aus der begründeten Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder wegen dieser Befürchtungen nicht in Anspruch nehmen will [...]“.<sup>13</sup>

Die 1951 entstandene Konvention schreibt den Unterzeichnerländern vor, Flüchtlinge aufzunehmen und ihnen Schutz und Aufenthalt zu gewähren. Israel nimmt allerdings von allen als „westlich“ geltenden Ländern und Unterzeichnern der Genfer Konvention eine Sonderrolle als Einwanderungsland ein. Seit der Gründung des Staates ist es jedem Juden weltweit möglich durch das sogenannte „Rückkehrgesetz“ von 1950 nach Israel zu immigrieren. Es begründet sich auf die Erfahrung der Verfolgung von Juden durch die Nationalsozialisten und sieht Israel als „Zufluchtsstätte“ aller Juden der Welt (Golden 2001: 7).

Seit der Staatsgründung 1948 hat Israel die Anträge von etwas über 170 Asylbewerbern und -bewerberinnen angenommen. Laut Hochrechnungen leben heute circa 60.000 afrikanische Flüchtlinge in Israel. Die genaue Zahl ist unbekannt. Die meisten kommen aus Eritrea und dem Sudan (Kritzman-Amir 2009 und Ders. 2012). Bis zum Jahr 2008 mit der Ankunft erster nichtjüdischer Flüchtlinge gab es in Israel keine wirklichen, funktionierenden Asyl- oder Aufenthaltsrechtsbestimmungen für nichtjüdische Ankömmlinge. Die zunächst gewählte Lösung war Abschiebung und der Versuch, den Grenzübertritt zu erschweren (Afeef 2009). Seit dem Auftreten vermehrter Abschiebungen von Afrikanern und Afrikanerinnen nach Ägypten, versprach die israelische Regierung unter dem Druck der internationalen Gemeinschaft und Menschenrechtsorganisationen diese sogenannten „Hot Returns“ nicht mehr durchzuführen. Es kursieren jedoch durchaus Gegenberichte, wonach die Praxis der Abschiebung immer noch Verwendung findet.

„[...] The increase in the number of Sudanese crossing the border from Egypt into Israel during the last two years has placed this debate at the very centre of Israel's political and social life [...]. This phenomenon [...] offers important challenges to Israeli social and political discourse that is caught between both its own ethnocentric ideologies and a wider commitment to universal human rights“ (Haim 2009: 1-2).

Wie Yacobi Haim unterstreicht, sind die sudanesischen „Grenzgänger“ zu einem zentralen Thema in der israelischen Politik und Gesellschaft geworden. Zunächst war es von Nöten politisch auf das neue Phänomen zu reagieren. Der wichtigste Schritt hierfür, war die Erweiterung der sogenannten „Infiltration Law“. Diese existierte seit 1954 und erlaubte die Deportation feindlicher Eindringlinge (Hebr. „mistanenim“<sup>14</sup>) aus den umliegenden arabischen Staaten sowie deren Inhaftierung auch ohne gültige Verurteilung. Dadurch sollten ursprünglich palästinensische Selbstmordattentäter abgehalten werden. Im Januar 2012 wurde die

---

<sup>13</sup> Genfer Flüchtlingskonvention von 28. Juli 1951, <http://www.unhcr.de/mandat/genfer-fluechtlingskonvention.html>

<sup>14</sup> Transkription in lateinische Buchstaben.

sogenannte „Anti-Infiltration-Law“ mit großer Mehrheit in der Knesset<sup>15</sup> verabschiedet. Ähnlich wie im Schwester-Gesetz durften nun sogenannte „illegale Flüchtlinge“ oder Asylbewerber und Asylbewerberinnen bis zu drei Jahre lang ohne gültige Verurteilung festgesetzt werden. Wenn sie aus feindlichen Staaten, wie zum Beispiel dem Sudan stammten, durften sie sogar unbegrenzt festgehalten werden (Kritzman-Amir 2009 und Ders. 2011). Jene Inhaftierung geschah in sogenannten „Detention centers“ oder auch „Inhaftierungszentren“ und ist unabhängig von Alter oder Geschlecht (Amnesty International 2007). Diese Maßnahme sollte den Zustrom an Flüchtlingen verringern und die „jüdische Mehrheit im jüdischen Staat sichern“, wie Präsident Netanjahu es ausdrückte.<sup>16</sup> In dem Gesetz wurde zudem verankert, dass alle Nicht-Staatsbürger, die Israel über nicht-offizielle Grenzen betreten, als „Eindringlinge“ verzeichnet werden (Afeef 2009).

Das „African Refugee Development Center“ (ARDC) sieht dies als klaren Verstoß gegen die Genfer Konvention:

„Falls Asylbewerber, inkorrekt abgestempelt als Eindringlinge oder Arbeitsmigranten, inhaftiert oder deportiert werden, verletzt Israel gewaltsam die UN Flüchtlingskonvention [...]. Israel war unter den ersten Ländern, die dieses Dokument durch ihre Unterschrift geltend machten. Das neue Gesetz, verabschiedet durch die Knesset, bringt die Einhaltung der Konvention in Gefahr“<sup>17</sup>.

Um die Inhaftierten entsprechend unterbringen zu können, werden seit einigen Jahren Gefängnisse extra für Asylbewerber und -bewerberinnen gebaut. Das Bekannteste ist wohl das Saharonim Gefängnis, eines der größten Inhaftierungszentren Israels, dessen Bau in der südlichen Negev im Frühling 2012 begann. Bis zu 8.000 Insassen können dort inhaftiert werden. Anders als die anderen Gefängnisse wurde es nicht „uminterpretiert“,<sup>18</sup> wie zum Beispiel das Ktzi'ot Gefängnis, das zunächst ausschließlich für palästinensische Attentäter benutzt wurde.<sup>19</sup> Nach medizinischen Untersuchungen und gerichtlichen Befragungen ist Israel als Unterzeichner der Genfer Konvention verpflichtet, international anerkannten Flüchtlingen ein Aufenthaltsrecht zu genehmigen. Nach der Entlassung war und ist es im Allgemeinen üblich, die ehemaligen Gefangenen bis nach Beerscheba<sup>20</sup> zu bringen und sie dort ihrem Schicksal zu überlassen. Die meisten verteilten sich von dort auf die größeren Städte des Landes. Eines besonders hohen Zulauf afrikanischer Migranten und Migrantinnen verzeichneten vor allem Jerusalem, Tel Aviv, Ashdod und Eilat (Berman und Hotline for Migrant Workers o. A.). Diese sind „traditionell“ zu den Hochburgen der Neueinwanderer und Neueinwanderinnen geworden, vermutlich auch deshalb, weil es in diesen Gegenden an billigen Arbeitskräften

---

<sup>15</sup> Die Knesset (Hebräisch: „Versammlung“) ist das Einkammerparlament des Staates Israel.

Insgesamt besteht sie aus 120 Abgeordneten, die für eine Legislaturperiode von vier Jahren nach dem Verhältniswahlrecht vom israelischen Volk gewählt werden. Die Knesset hat ihren Sitz in der israelischen Hauptstadt, Jerusalem. Die letzte Wahl Parlamentswahl fand im September 2013 statt.

<sup>16</sup> <http://www.jpost.com/National-News/Netanyahu-Knesset-will-pass-new-anti-migration-law-328691>

<sup>17</sup> <http://ardc-israel.org/en/article/anti-infiltration-bill-passes-law>, übersetzt durch JB.

<sup>18</sup> Diese Uminterpretationen haben neben einem praktischen, auch einen symbolischen und ideologischen Charakter: Die Flüchtlinge werden dadurch eindeutig als „Eindringlinge“ wahrgenommen und gleichgesetzt mit palästinensischen Terror-Verdächtigen.

<sup>19</sup> <http://www.independent.co.uk/news/world/middle-east/israelis-build-the-worlds-biggest-detention-centre-7547401.html>.

<sup>20</sup> Beerscheba gilt als „Hauptstadt der Wüste Negev“, da sie am Rande der Wüste liegt. Neben Jerusalem, Tel Aviv und Haifa, RischonLeZion und Ashdod ist Beerscheba eine der größten Städte Israels.

fehlte. Die israelische Gesellschaft nahm die Asylbewerber und -bewerberinnen jedoch sehr kritisch auf (Paz 2011).

### 2.1.3. Israelische Stimmen

Angst, so schreiben Pain und Smith, ist mehr eine soziale oder kollektive Erfahrung, denn ein individueller Zustand:

“It is also a morality play and a product of power relations, that shape the moral codes of everyday construct as well as those of international affairs. Fear does not just involve a relationship between the individual and a variety of societal structures; it is embedded in a network of moral and political geographies” (Pain and Smith, 2008: 9).

Angst ist ein bekanntes Druckmittel und wurde schon immer politisch genutzt. Auch im israelischen Umgang mit der „Flüchtlingsproblematik“ wird Angst politisch instrumentalisiert: Flüchtlinge und Asylbewerber sowie -bewerberinnen werden meist vollkommen unbegründet als „Eindringlinge“, „Störenfriede“ und „Kriminelle“ bezeichnet und so diffamiert. So veröffentlicht beispielsweise eine bekannte israelische Tageszeitung am 3. August 2007 ein Interview mit dem Bürgermeister von Chadera, einer kleinen Mittelmeerstadt. Dieser beschreibt die Angst davor verantwortlich gemacht zu werden für die angebliche Kriminalität der vor allem männlichen Asylbewerber:

„When I was told that people saw them, four or five men standing near the shopping mall and drinking beer, all my body shook. Because these are single men, here without women... and if, God forbid, there is a rape - I don't want to think what people will say about me as the city mayor!” (Bürgermeister Chaderas, Haaretz, August 3, 2007, nach Haim 2009: 4).

Auch Shmulik Rifman, Gemeinderat und späterer Bürgermeister des Ramat Negev Regional Councils äußert sich 2007 zur Flüchtlingsproblematik:

“I see it [the infiltration of refugees] as a national disaster. [...] 200.000 of them are sitting in Egypt and are waiting to make their salaries in the Holy Land. [...] There is a danger in those who are looking for a job and their infiltration is even more dangerous than the infiltration of terrorists”<sup>21</sup> (Shmulik Rifman, nach Haim 2009: 8).

Der Premierminister Ehud Olmert spricht gar von einem “tsunami of infiltrators” (Ehud Olmert, nach Haim 2009: 8) und fügt an:

“I hope that people who cross into Israel illegally are not given permission by the county to stay. Most of those arriving are migrant workers and we all know what the social implications would be if we allowed such people and their children to remain” (Ehud Olmert, Interview am 12. September 2007, nach Haim 2009: 11).

Auch Michael Ben-Ari, Knessetmitglied zwischen 2009 und 2013, ehemaliges Mitglied der nationalen Halhud HaLeumi („Nationale Vereinigung“) und Gründer der rechtsgerichteten

---

<sup>21</sup> Rifman nimmt hier Bezug auf die Behandlungen von palästinensischen Terrorverdächtigen. Das Zitat verdeutlicht, dass die beiden Konflikte, der palästinensisch-israelische Streit und die Flüchtlingsproblematik, künstlich ideologisch verknüpft werden.

Otzma LeYisrael („Starkes Israel“), spricht in einem Interview über den politischen Umgang mit den Flüchtlingen:

„Sie haben ein Zuhause dort [wo sie herkommen]! [...] Wir werden zu einem Land der Immigranten [...]. Das ist das Ende von Israel [...]. Das ist bedrohlich, weil es nicht länger ein jüdischer Staat sein wird [...]. Unser Staat ist anders als andere Staaten. Wir ziehen in den Krieg gegen das Phänomen der Assimilation [...]“<sup>22</sup>.

Fast jeder Politiker äußert sich zu der Problematik, die ganz Israel in Atem zu halten scheint. Die Regierung unter Netanjahu, gestärkt durch einen großen rechtsorientierten Block im Parlament, lehnt die offizielle Aufnahme der Flüchtlinge strikt ab. Die politische Rhetorik ist gespickt von anti-afrikanischer Polemik (Reynolds 2013). Es scheint, als könne man der Herausforderung, die die Einwanderung von so vielen Migranten und Migrantinnen für die israelische Politik mit Sicherheit darstellt, nur so begegnen. Das Spiel mit der Angst soll nicht nur die Bevölkerung geschlossen zur Regierung halten lassen, es soll auch den Migrationswilligen zeigen, was sie nach einem Grenzübertritt erwartet. Dies zeigt sich noch deutlicher im Gesetzssystem: Selbst mit einem Visum ist es nicht-jüdischen Migranten und Migrantinnen in Israel eigentlich nicht erlaubt zu arbeiten. Schwarzarbeit wird zwar geduldet, aber die Illegalität führt zu schlechtem Stundenlohn. Die Einwanderer und Einwanderinnen werden außerdem offiziell nicht als „Flüchtlinge“ anerkannt. Das Visum der Sudanesen, einem Touristenvisum ähnlich, bestätigt also nur einen kurzen Aufenthalt. Ein gesicherter Aufenthalt für die Zeit der persönlichen Gefährdung des Flüchtlings ist somit nicht gegeben, Asylanträge werden nicht bewilligt und die sudanesishe Gemeinschaft ist somit vollständig abhängig von der „Kulanz“ der Einwanderungsbehörde (Yaron, Hashimishony-Yaffe und Campbell 2013). Deshalb haben Migranten und Migrantinnen keine Krankenversicherung, denn die muss von Nichtbürgern selbst bezahlt werden und liegt außerhalb des Flüchtlingsbudgets. Krankenhäuser nehmen sie somit bei Krankheitsfällen nicht auf. Immer wieder gibt es zudem Demonstrationen gegen die sogenannten „Eindringlinge“. Außerdem kommt es zu zivilen Übergriffen auf Flüchtlinge und deren Gemeindezentren<sup>23</sup>. Menschenrechtsorganisationen, wie Amnesty International, kämpfen mit der Presse, den Regierungsbeschlüssen und gegen die aufkommende Frustration in den Gemeinden und in der eigenen Organisation.

Die Ablehnung, die den Flüchtlingen von politischer und medialer Seite und manchmal auch vom sozialen Umfeld entgegenschlägt, hat Auswirkungen, die schwer zu messen sind. Die psychologische Befindlichkeit der Flüchtlinge ist geprägt von posttraumatischen Störungen, die nicht nur auf die Erlebnisse im Heimatland oder der Flucht zurückzuführen sind, sondern auch durch die ungewisse Zukunft in Israel hervorgerufen werden, so Haim (Haim 2009). Die Herausforderungen, denen sich die sudanesischen Flüchtlinge stellen müssen, werden auf unterschiedliche Weisen überwunden.

---

<sup>22</sup>Michael Ben-Ari, [http://www.youtube.com/watch?v=dPxx4Aff3IA&desktop\\_uri=%2Fwatch%3Fv%3DdPxx4Aff3IA&app=desktop](http://www.youtube.com/watch?v=dPxx4Aff3IA&desktop_uri=%2Fwatch%3Fv%3DdPxx4Aff3IA&app=desktop), übersetzt ins Deutsche von JB.

<sup>23</sup>Beispielsweise wurde während meines Aufenthalts ein Molotowcocktail in das eritreische Frauenzentrum geworfen, in dem sich auch ein Kindergarten befand; mir bekannte Flüchtlinge wurden auf der Straße angespuckt oder teilweise sogar handgreiflich angegangen.

## 2.2. Ethnologisches Arbeiten unter sudanesischen Flüchtlingen in Israel

Die vorliegende Arbeit konnte nur durch einen intensiven Austausch mit unterschiedlichen Flüchtlingsgemeinschaften in und um Tel Aviv, einzelnen Individuen und ihrem Umfeld entstehen. Eine ethnologische Datengewinnung ist ohne eine intensive Wechselbeziehung zwischen Forscherin und Forschungsteilnehmer und -teilnehmerinnen nicht möglich. Aus diesem Grund sollten sich Ethnologen und Ethnologinnen mit der Ethnologie als reflexiver Wissenschaft, der Stellung des Forschers oder der Forscherin im Forschungsumfeld und den Bedingungen der Datengewinnung kritisch auseinandersetzen. Auch diese Arbeit basiert, wie wahrscheinlich jede empirische Arbeit, auf einer Vielzahl an subjektiven Erkenntnissen und Erfahrungen. Im Folgenden sollen diese Dynamiken, Denkprozesse und Kontroversen reflektiert und erklärt werden.

### 2.2.1. Methoden der Datenerhebung

Mein Forschungsaufenthalt, der Grundlage dieser empirischen Arbeit wurde, gliederte sich in zwei verschiedene Aufenthalte. Den ersten Aufenthalt könnte man als Vorstudie bezeichnen, während dessen ich im Dezember 2012 und Januar 2013 erste Kontakte knüpfte und auf die Konflikte in dem multikulturellen Land aufmerksam wurde. In dieser Zeit entstand auch der Wunsch, dieses Thema ethnologisch aufzuarbeiten. Der zweite ausführlich geplante und längere Forschungsaufenthalt fand schließlich im September und Oktober 2013 statt. Das Feld umfasste sowohl Flüchtlingsgemeinden innerhalb als auch außerhalb Tel Avivs<sup>24</sup>, wie zum Beispiel in Arad<sup>25</sup> und Ashdod<sup>26</sup>. Da ich neben meiner Feldforschung als Volontärin bei Amnesty International Israel mitarbeitete, konnte ich Daten aus unterschiedlichen Perspektiven sammeln. Die Arbeit der NGO beinhaltet unter anderem das Abhalten von „Human-Rights-Workshops“, in denen Flüchtlinge zum Beispiel über Menschenrechte, die israelische Flüchtlingsgesetzgebung oder über das israelische Gesundheitssystem aufgeklärt und dadurch zu sogenannten „Aktivisten“ ausgebildet wurden. Ziel ist die sogenannte „Hilfe zur Selbsthilfe“. Mithilfe der „Aktivisten“ entstanden mehrere „Community Centers“ oder Gemeindezentren, die von den Flüchtlingen selbst geführt wurden. Sie waren der wichtigste Anlaufpunkt für die einzelnen Individuen und wurden für unterschiedlichste Gruppenaktivitäten genutzt.

---

<sup>24</sup> Tel Aviv ist die zweitgrößte und modernste Stadt Israels mit etwa 406 000 Einwohnern. Bekannt ist sie für ihr Bauhausviertel im Norden und den langen Küstenabschnitt. Die Bevölkerung ist fast ausschließlich jüdisch. Tel Aviv ist nicht nur Sitz fast aller NGOs, sondern auch größter Anlaufpunkt für Flüchtlinge. Laut Hochrechnungen lebten etwa 17 000 „illegale“ Einwanderer und Einwanderinnen vor allem im billigen Süden der Stadt in der Nähe des Zentralen Bahnhofes und dem Levinsky Park.

<sup>25</sup> Arad ist eine Stadt, die etwa 25 Kilometer westlich des Toten Meeres und 45 Kilometer östlich von Beersheba liegt. Sie hat etwa 24 000 Einwohner und liegt ca. 150 Kilometer entfernt von Tel Aviv. Arad beherbergte etwa 600 sudanesishe Flüchtlinge, die meistens in der Tourismusindustrie am Toten Meer arbeiten. Aus diesem Grund hatte Arad, obwohl recht weit entfernt, eine enge Verbindung zu Tel Aviv.

<sup>26</sup> Ashdod liegt im Süden Israels und ist mit etwa 208.000 Einwohnern ebenfalls eine der größten Städte Israels. Sie befindet sich südlich von Tel Aviv am Mittelmeer (etwa 40 Kilometer). Hier wohnten etwa 2 000 Flüchtlinge.



Ein Großteil meiner Forschungsdaten wurde durch teilnehmende Beobachtungen und Interviews erhoben. Nach Hans Fischer vollzieht sich mit der teilnehmenden Beobachtung eine Art zweite Zivilisation (Fischer, 1998). Die emische Perspektive fordert eine emotionale Verbundenheit mit den Teilnehmern sowie -teilnehmerinnen und das ethnologische Forschen beinhaltet eine Beteiligung an der zu untersuchenden Kultur. Ich, als Forscherin, nehme dadurch eine aktive Rolle im Sozialgefüge ein. Da ich versucht habe in meinen teilnehmenden Beobachtungen einen besonderen Fokus auf die Teilnahme zu legen, habe auch ich an den Kursen sowie den einzelnen Aktivitäten, wie Besprechungen, Demonstrationen, Gemeinschaftsunternehmungen und Festivitäten, teilgenommen und mitgewirkt. Die hierbei gewonnenen Daten sind in einem Feldforschungstagebuch festgehalten worden. Aufgrund der kurzen Zeit war es jedoch nicht möglich eine dichte Teilnahme nach Spittler zu vollziehen (Spittler, 2001).<sup>27</sup> Da die Flüchtlingsgemeinschaften in Israel als diasporische Exilgemeinschaften zu verstehen sind und sich die Identität eines Flüchtlings sowohl aus einer starken Verbundenheit zum Heimatland sowie den Erlebnissen dort, der Flucht und der gegenwärtigen Situation und Stellung im Exilland zusammensetzt, wäre eine vollständige dichte Teilnahme und damit ein vollständiges Eintauchen oder eine gänzliche Akzeptanz durch das Sammeln ähnlicher Erfahrungen in einer solchen Kultur für eine Forscherin mit europäischem Hintergrund wohl schwer möglich.

Neben der teilnehmenden Beobachtung habe ich deshalb mehrere halbstrukturierte Interviews durchgeführt, die teilweise, je nach Situation und nach dem Willen des Forschungsteilnehmers<sup>28</sup>, durch Notizen begleitet und/oder gefilmt wurden. Ziel war es, die Lebensgeschichte und die Erzählform der einzelnen Personen in den Vordergrund zu stellen. Indem die Interviewten selbst über die Intention, Wortwahl und den Schwerpunkt des Interviews bestimmten, wurden individuelle emotionale Verknüpfungen, Perspektiven und Zielsetzungen der jeweiligen Person deutlicher und unverfälschter sichtbar. Anhand dieser „Lebensläufe“, konnte ich mir nicht nur ein holistisches Bild über das Gesamtleben der interviewten Person machen, sondern auch bemerken, welchen Lebensstationen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Folge einer solchen Datenerhebung ist jedoch auch, dass der Erzählende häufig zwischen Ereignissen, Zeiten oder persönlichen und allgemeinen Erfahrungen hin und her springt. Solche gesprochenen „Gedankenströme“ können für den ungeübten und uninformierten Leser oder Leserin zunächst sehr verwirrend wirken. Meiner Meinung nach lässt sich aber gerade dadurch die Emotionalität oder besondere Eigenart des Sprechers sehr gut nachempfinden.<sup>29</sup> Bei allen Gesprächen versuchte ich, die Interviewsituation so natürlich wie möglich zu halten und einem eher informellen Gespräch anzupassen. Dies nahm Anspannung und Künstlichkeit und war gerade in meinem Forschungskontext sehr wichtig, da sich viele Flüchtlinge eher ungeübt in Interviewsituationen bewegten und sehr unsicher waren. Die Angst aus Israel ausgewiesen zu werden, verstärkte dies noch. Jeder Beweis sich im sogenannten „Feindesland“ aufgehalten zu haben, so zum Beispiel auch unter ihrem Namen veröffentlichte Interviews oder Fotos, würde, erzählte man mir, zurück im Su-

---

<sup>27</sup> Spittler beschreibt damit ein Leben-lernen in der zu untersuchenden sozialen Wirklichkeit, das sich vor allem durch sinnliche Wahrnehmung entwickelt.

<sup>28</sup> Ich verwende im Folgenden nur den männlichen Begriff, da ich, wie im Fließtext noch weiter erläutert wird, nur mit männlichen, sudanesischen Flüchtlingen gearbeitet habe.

<sup>29</sup> Allerdings hat diese Interviewtechnik leider nicht bei allen Interviewpartnern Anklang gefunden. Einige erwarteten Fragen und forderten eine strukturierte Gesprächsführung. In anderen Interviews konnte ich jedoch kaum eine Nachfrage stellen, weil wir, der Erzählende und ich ganz in die Geschichte eingetaucht waren und ohne Pause erzählt wurde.

dan zu einer langen Gefängnisstrafe, Folter oder sogar zum Tod führen. Aus diesem Grund habe ich die Namen aller hier erwähnten Interviewpartner geändert und werde dieser Arbeit keine Fotos oder Filmaufnahmen anhängen. Ich habe mich außerdem bei allen Interviews um einen sehr persönlichen Rahmen bemüht: Ich kannte alle Interviewpartner gut, alle Interviews wurden unter vier Augen geführt und jeder der Erzähler hatte mehrere Wochen Zeit, sich genau zu überlegen, ob und wie ein Gespräch stattfinden sollte und über welche Themen er (nicht) sprechen wollte.<sup>30</sup> Durch eine enge und persönliche Bindung zu den Interviewpartnern gelang es mir, vertraute Interviewsituationen aufzubauen und sehr private Themen anzusprechen. Die Teilnehmer meiner Forschung brachten mir sehr viel Vertrauen entgegen, für das ich außerordentlich dankbar bin.

Da der Sudan eine multikulturelle und multilinguale Bevölkerung beheimatet, war es für mich nicht möglich, Interviews in der Muttersprache meines Gegenübers zu führen. Denn auch die unterschiedlichen Flüchtlingsgemeinschaften zeichneten sich durch eine hohe kulturelle und sprachliche Diversität aus. Die Begriffe, die ich also während meines Aufenthalts zum Beispiel an Fur lernte, halfen mir beim Treffen mit einem Angehörigen einer anderen Sprachgruppe kaum weiter. Des Weiteren beinhaltete die gesprochene Sprache noch eine andere Problematik: Meinen Beobachtungen zufolge bekam sie als Folge der Konflikte im Sudan und in Israel einen starken Symbolcharakter. Den meisten Ethnien wurde unter dem Militärregime im Sudan verboten, ihre Muttersprache zu sprechen. Im Geheimen und unter Familienmitgliedern oder Dorfgemeinschaften wurde dieses Verbot wohl oft umgangen, eigentlich war und ist es jedoch Vorschrift, nur Arabisch zu sprechen. Die meisten Sudanesen und Sudaneseinnen lernten diese Sprache erst in der Schule zu sprechen. Da Arabisch von den meisten Gegnern des Al-Baschir-Regimes als oktroyiertes Unterdrückungselement verstanden wird, ist Arabisch-Sprechen, meinen Erfahrungen nach, unter Sudanesen und Sudaneseinnen in Israel eher unerwünscht. Ein sudanesisch geprägtes Arabisch wird nur zur Verständigung zwischen den einzelnen Sprachgruppen genutzt. Neuhebräisch, die israelische Muttersprache, ist dem Arabischen durchaus ähnlich und wird deshalb von den meisten Exilsudanese verstanden und zumindest in Grundzügen gesprochen. Interviews in dieser Sprache zu führen lehnten aber die meisten Gesprächspartner aus ähnlichen Gründen ab. Viele behaupteten sogar, sie würden sie nicht beherrschen. Zudem sei Hebräisch die Sprache der Israelis, eine Sprache des Exils, die zu sprechen wohl auch Unbehagen auslöste. So wurde Englisch von allen Interviewpartnern als bevorzugtes Kommunikationsmittel gewählt: Englisch, sei, so erzählten mir mehrere Kontaktpersonen, als „Weltsprache“ die „Sprache zur Freiheit“. Dieser freiheitliche und universelle Charakter ist mit Sicherheit auch der Grund dafür, dass sich ein Großteil der Flüchtlingsgemeinden bemühte, in ihren Gemeinschaftszentren Englischkurse unterschiedlichen Levels anzubieten, die auch meist äußerst gut besucht waren. Da Englisch für beide, mich und die Gesprächspartner, eine Fremdsprache war, kann es durch diese doppelte Übersetzung zu Fehlinterpretationen und Sinnverlust oder auch zu Missverständnissen kommen. Mir war es jedoch wichtig, die Wünsche der Forschungsteilnehmer zu berücksichtigen und ich habe versucht mich nicht nur an das Sprachniveau anzupassen, sondern mich auch durch Nachfragen abzusichern. In den meisten Interviews wird diese Sprachproblematik aber durchaus deutlich. Viele Gesprächspartner sprechen ein recht

---

<sup>30</sup> Wegen der oben schon angesprochenen Abschiebungsproblematik wollten einige Informanten zum Beispiel nicht gefilmt werden.

einfaches Englisch und häufig hat man das Gefühl, dass Sätze aus der Muttersprache gedanklich ins Englische übersetzt wurden. Da ich diese Wortwahl und Art und Weise zu sprechen jedoch für wichtig befunde und diese zudem Emotionen überträgt, habe ich beschlossen mich möglichst wortgetreu an die Begriffswahl zu halten. Trotzdem habe ich mir erlaubt, die hier zitierten Interviewstellen leicht grammatikalisch zu überarbeiten, um den Lesefluss zu vereinfachen.

Wie oben schon erwähnt, habe ich die Interviews zudem teilweise gefilmt. Das Medium Film habe ich vor allem dazu genutzt, die allgemeine Stimmung und „Ungesagtes“ einzufangen. So konnte ich beispielsweise mehrere Workshops und Besprechungen sowie Demonstrationen und Feste, filmisch festhalten. Diese Aufnahmen geben mir die Möglichkeit, nicht nur Interviewsituationen, sondern auch die Aktion eines Individuums in einer Gruppe in diese Arbeit einzubeziehen<sup>31</sup>.

Da es sich bei den meisten sudanesischen Flüchtlingen in Israel um junge, unverheiratete Männer zwischen 20 und 40 Jahren handelte, hatte ich fast ausschließlich Kontakt zu Männern. Meine Interviews konnte ich deshalb ausschließlich mit Männern führen. Die Auswertungen in den folgenden Abschnitten beziehen sich also auf Interviews und Erfahrungen mit den männlichen Kontaktpersonen.

In allen Datenerhebungen und während des Aufenthalts, wie auch während der Ausarbeitung habe ich mich nach der Präambel der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV), der „Frankfurter Erklärung“, zur Ethik in der Ethnologie gerichtet.<sup>32</sup> Alle Interviewpartner wurden über mein geplantes Vorgehen informiert und haben ein Anrecht auf die Aufnahmen. Eine entsprechende Erklärung wurde von allen Interviewpartnern zur Kenntnis genommen und unterzeichnet. Desweiteren habe ich mich bei der Datenauswertung an die Praxis des Kodierens nach der „Grounded Theory“ (Charmaz, 2006) gehalten. Wichtig war mir hierbei der Vergleich der unterschiedlichen Lebensgeschichten und Meinungen. In der Analyse der einzelnen Interviews sind mir natürlich mehrere Gemeinsamkeiten ins Auge gefallen; doch vor allem die Unterschiede zwischen den einzelnen „Flüchtlingsgeschichten“ sind prägnant. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, jede Geschichte einzeln aufzuführen und somit die Identität und Individualität jedes einzelnen zu erhalten.

---

<sup>31</sup> Viele meiner Interpretationen und Einschätzungen beruhen auf Beobachtungen und Filmaufnahmen außerhalb der Interviews.

<sup>32</sup> [http://www.dgv-net.de/tl\\_files/dokumente/Ethikerklaerung%20\\_DGV\\_2009.pdf](http://www.dgv-net.de/tl_files/dokumente/Ethikerklaerung%20_DGV_2009.pdf) und Davies 1999.

### 2.2.2. Reflexion über das eigene Selbst als Forscherin

Die Person des Ethnologen oder der Ethnologin beeinflusst unumstritten die Datengewinnung und die Interpretation des Materials enorm, da der Forscher oder die Forscherin Einfluss auf das soziale Umfeld und die Forschungsteilnehmer und -teilnehmerinnen nimmt. Dieses Phänomen hat spätestens seit der Postmoderne zu fundamentalen Diskussionen über die Repräsentation des Ethnologen oder der Ethnologin und den Teilnehmenden der zu erforschenden Kultur geführt (Clifford 1983: 120 ff. und Heidemann, Frank 2011: 111ff. und 31ff.). Aus diesem Grund kann keine Ethnografie ohne Vorwissen über den Autor oder die Autorin und den Forscher oder die Forscherin reflektiert gelesen werden.

Auch in meinem Fall spielt dies eine Rolle. Meine Herkunft beeinflusste meine Stellung sowohl innerhalb der Flüchtlingsgemeinschaft, als auch in der Interaktion mit Gesprächspartnern sehr. Als junge, weißhäutige, blonde und gebildete europäische Frau stach ich sowohl in der israelischen Gesellschaft als auch unter Flüchtlingen als Fremde hervor. Ich repräsentierte vermeintlich ein klischeehaftes Bild der „Europäerin“, das Einfluss auf den Umgang mit mir hatte. Als Verkörperung einer jungen, deutschen Touristin zum einen, die wohl von den meisten Israelis als unerfahren und schutzbedürftig wahrgenommen wurde, versuchte man mich vor den Gefahren Süd-Tel Avivs, der Wohngegend der Flüchtlinge, und den Migranten und Migrantinnen selbst zu warnen. Aus Sicht meiner sudanesischen Gesprächspartner war ich wohl zum anderen das Sinnbild einer selbstbestimmten, freiheitlich lebenden, gebildeten und reichen jungen Frau. Europa wurde mir gegenüber in mehreren Gesprächen zu einem unerreichbaren Paradies stilisiert, um das Gerüchte und Legenden gesponnen wurden. So erzählte man mir, in Europa würde jeder kostenlos studieren dürfen, Essen sei unglaublich billig, jeder bekäme einen Arbeitsplatz und Wohnungen würden vom Staat bezahlt. So entwickelten sich immer wiederkehrende Diskussionen über dieses romantisierte Bild des „Westens“ und die seltsam privilegierte Rolle, die mir zugewiesen wurde, aus der ich mich beständig zu befreien suchte. Trotz allem versuchte ich wahrheitsgemäß die an mich gestellten Fragen über Deutschland und meine Person zu beantworten. Die Konfrontation und das bewusste Wahrnehmen dieser an mich herangetragenen Vorurteile und meiner eigenen Erwartungsbilder halfen mir aber letztendlich dabei, sowohl die Rollenzuschreibungen meinerseits als auch die meines Gegenübers abzubauen und eine Begegnung zwischen Subjekten, und eben nicht zwischen „Rollenträgern“, zu ermöglichen.

Auch eine genderbedingte Problematik darf nicht außer Acht gelassen werden: Die große Mehrheit der sudanesischen Flüchtlinge in Israel waren junge Männer. Die meisten kamen aus dem Raum Darfur. Ihre Väter waren, Erzählungen zufolge, wohl häufig sehr kinderreich mit mehreren Ehefrauen verheiratet. Das Phänomen der Polygamie wurde, wie die meisten anderen kulturellen Phänomene, vom Ausbruch des Krieges aus dem Gleichgewicht gebracht. Auch wenn alle mir bekannten sudanesischen Männer sich gerade im Exil „westlichen Idealen“ und somit der Monogamie zugewandt hatten, blieb die Sicht auf die Frau aber doch eher konservativ. Sich als Frau und Wissenschaftlerin in dieser männerdominierten Gesellschaft zurechtzufinden, würde ich als persönliche Herausforderung werten. Ein Vorteil war jedoch, dass ich als Frau von vornherein sehr höflich und zuvorkommend behandelt wurde und man mir gleich sehr freundlich begegnete. Mein Alter und ähnliche Interessen führten sicherlich auch dazu, einen schnellen Zugang zu den Flüchtlingen zu bekommen.

Ein anderer wichtiger und zu reflektierender Punkt ist meine Interaktionsmöglichkeit in der Gruppe. Durch mein Volontariat bei der Menschenrechtsorganisation Amnesty International

kam ich leicht mit größeren Flüchtlingsgruppen und verschiedenen Gemeindezentren in Verbindung. Dies hatte allerdings auch zur Folge, dass ich zunächst als Mitarbeiterin von Amnesty International wahrgenommen wurde und nicht als Forscherin, Ethnologin oder einfach als Privatperson. Mir wurde Achtung und Respekt entgegen gebracht, aber es herrschte auch eine klare Distanz mir gegenüber. Ich musste mir das Vertrauen und meine Stellung in den einzelnen Gruppen erarbeiten und wurde mehrfach auf die Probe gestellt. Hierzu ein Beispiel: Die oben schon angesprochenen Human-Rights-Workshops fanden meist gesondert für Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus unterschiedlichen Ethnien und Gemeinden statt. Sie dienten nicht nur als Beschäftigung und Ausbildung, sondern auch dazu in der Gruppe bestimmte Vorkommnisse zu besprechen und in Kontakt mit den Helfern zu treten. In einem Gemeindezentrum im Süden Tel Avivs, dem sogenannten „Fur Center“, in dem sich hauptsächlich Fur<sup>33</sup> zusammenfanden, nahm ich regelmäßig an Treffen teil und begann mit den ersten Kontaktaufnahmen, unter anderem indem ich mich und meine Forschung vorstellte. Anders als erwartet, wurden mir viele Fragen gestellt und mir schlug großes Misstrauen entgegen. Letztendlich musste ich mich einem regelrechten Kreuzverhör über meine Person und mein Projekt aussetzen. Diskussionen über meine Rechtschaffenheit entbrannten und einige forderten, ich müsse als „Belohnung“ für ihre Teilnahme an meiner Forschung versichern können, dass ihnen von der Europäischen Union geholfen werde oder ich ihnen aus Deutschland Spendengelder zukommen lassen könne. Dies verunsicherte mich so, dass ich schon an das Aufgeben meiner Idee dachte, denn solche Versprechen hätte ich natürlich nicht einhalten können. Ich bemühte mich aber, meine Lage wahrheitsgemäß wiederzugeben und jede Frage nach bester Absicht zu beantworten. Am Ende der Sitzung kamen mehrere mir schon bekannte junge Sudanese zu mir, die mir strahlend gratulierten. „We proofed you and you passed. You answered every question truely. You did a good job!“, teilten sie mir zu meinem Erstaunen mit. Ab diesem Zeitpunkt war ich in die Gruppe aufgenommen, hatte einen festen Platz. An diesem Beispiel zeigt sich, wie misstrauisch die Flüchtlinge Fremden gegenüber waren, die tiefer in ihre Gemeinschaft eindringen wollten. Ursache für diese Vorsicht sind sicherlich unter anderem schlechte Erfahrungen in Israel. Hier zeigt sich jedoch auch, welche Konsequenzen aus dem Erlebten gezogen werden und wie damit umgegangen wird. Dies leitet mich zu meinem eigentlichen Thema weiter.

---

<sup>33</sup> Ethnie aus dem Südwesten Darfurs.

## 2.3. Flüchtlingsgeschichten

Wie gehen sudanesische Flüchtlingsgemeinschaften in und um Tel Aviv sowie die einzelnen Individuen mit dem Trauma des Krieges, den Erlebnissen auf der Flucht und der neuen, oft feindlichen Umgebung im unfreiwilligen Exil um? Welche individuellen Konsequenzen ziehen sie? Wie beschreiben sie selbst ihren Lebensweg, wie ist dieser konnotiert und welche Lebensziele werden verfolgt? Auf solche und ähnliche Fragen möchte ich in meiner Forschungsanalyse eingehen. Da die gewählten Wege und Umgangsmethoden meiner Meinung nach sehr individuell sind, möchte ich in diesem Abschnitt vier ausgewählte Geschichten präsentieren und sie mit fragmentarischen Ausschnitten aus den Interviews verdeutlichen. Durch die freie Darstellung möchte ich dem Leser oder der Leserin die Möglichkeit geben, sich selbst ein Bild von dem Erzählten zu machen und selbst zu interpretieren. In einem eigenen Punkt werde ich im Anschluss eigene Überlegungen und Konzepte in Verbindung mit jenen Flüchtlingsgeschichten anbringen. Wichtig anzumerken ist, dass jene Geschichten einen aufgezeichneten Teilmoment gelebter Wirklichkeit zu einer bestimmten Zeit widerspiegeln. Eine holistische Darstellung einer Person halte ich für unmöglich und damit irrelevant. Die Interviewauszüge sind bewusst von mir vorselektierte Auszüge, die meiner Meinung nach aussagekräftig für die jeweilige Person sind und aus Interviews mit Flüchtlingen stammen, die ich bereits sehr gut kannte. Zum Verständnis werde ich zunächst jeden Sprecher vorstellen und meine erste Begegnung mit ihm schildern.

### 2.3.1. Mohammed erzählt

Mohammed<sup>34</sup>, einer der Vorsteher des schon erwähnten „Fur Centers“, ist 1983 geboren und war 30 Jahre alt, als ich ihn traf. 2011/12 kam er über Ägypten nach Israel. Schon nach unserem ersten Vorstellen fand Mohammed großes Gefallen an meiner Forschung. Immer wieder erzählte er mir, wie wichtig es sei die Weltgemeinschaft über die Lage der sudanesischen Flüchtlinge in Israel und über die Lage im Sudan zu unterrichten. Mohammed wurde in Marra geboren, einer sehr ländlichen Region in Darfur. Da die Familie vom Mais- und Getreideanbau lebte, konnte der Vater bald den Schulbesuch nicht mehr bezahlen. Von Mohammed wurde erwartet zuhause zu bleiben und bei der Feldarbeit zu helfen. Die Beendigung der Schule blieb für den Jungen aber ein großer Wunsch. So entschied er sich als Jungendlicher mit 15 oder 16 Jahren in die Hauptstadt Karthum zu ziehen: „In Khartoum it was really hard: to find a work as a young child [...] and to go to school. I worked at a market, serving water and juice. [...]“

2004 begannen der Krieg und der Völkermord in Mohammeds Heimat. Seine Eltern hatten die Überfälle überlebt und Mohammed zog Ende 2004 los, um nach seiner Familie zu suchen: „All the villages were burned down [...]. When I went there it was very hard and a lot of trouble for me to see my parents. On the way back it happened that the militiamen came and robbed everything that we<sup>35</sup> had. [...] [After that][...] some other gunmen, security forces stopped us. We were near the Nuba mountains, where the rebels stay, and they arrested us. They took us to the military forces' headquarter and there they asked different ques-

---

<sup>34</sup> Name von JB geändert.

<sup>35</sup> Gemeint ist eine kleine Gruppe Reisender mit der Mohammed gemeinsam ein Stück des Weges auf einem Transporter zurücklegte.

tions. I answered all this questions, but then they decided to torture us, beat us ... They said, you are rebels, you are coming from the mountain, you deserve to stay here, because you did not answer the questions truly. Fighting us or not, we are not going to release you! That were really, really hard moments. We spent there like four days. The lorry left, our property was taken by the militia and we were arrested by the security on the same way!"

Mohammed wurde erst nach etwa vier Tagen entlassen. Letztendlich glaubte man ihm, dass er nur auf dem Weg war, seine Familie zu suchen. Mohammeds Eindrücke danach waren jedoch von Krieg und Zerstörung überschattet. Die Angriffe der Regierung hatten nicht nur die Dörfer, sondern auch die Felder und Nahrungsmittelreserven zerstört. Seine Familie war in einem notdürftig errichteten Auffanglager in der Region untergekommen und litt Hunger. Hinzu kam die ständige Bedrohung durch die Dschandschawid-Miliz: „Really, the situation was so tough [...]. You couldn't go out [...], because the militia was there ... especially for the women, the young women, it's still tough [...]. Also for the men, they will arrest you and torture you; they will kill you ... My life was in danger; my parents' life was in danger ... Up to now it's a very hard life. You are not safe, you don't have a home, you have nothing [...].“ Generell sei sein Leben im Sudan zwischen 2004 und 2011 voller Entbehrungen und Herausforderungen gewesen, sagt Mohammed. „In 2011 I decided that I don't have hopes, my life is in danger, I need a free place to go, but I couldn't find. If you have a Darfurian background in Khartoum the government will arrest you, torture you and they will put you into prison“, erzählte er weiter. Als Binnenvertriebener im Sudan zu bleiben oder zumindest in die Nachbarländer zu gehen, kam für ihn anscheinend nicht in Frage. Er entschied sich zunächst für Ägypten.

„From Egypt I did not think to go to another country [...]. But you don't know, how your life will be, how your hopes will become reality. I needed to find a place where I can feel free – where I have the security that nobody will send me back to Sudan... [...]. Me and my friend we decided to come to Israel with the help of some people ... It took us about ten days. They put us on trucks. You don't have water to drink and they don't give you food [...]. There are three fences ... one is Egyptian, then one in the middle and then the Israeli one [...]. We were nine people crossing the fence of Israel and then two of my friends were being shot, while they were trying to cross the Egyptian fence [...]. Up to now I did not hear anything from them [...].“

Sieben Männer aus der Gruppe erreichten schließlich Israel. Mohammed verbrachte nach der Ankunft drei Wochen in den Inhaftierungscamps. Er wurde untersucht und auf Krankheiten getestet und sie befragten ihn über seine Beweggründe. Schließlich entließen sie ihn:

„They just give you the ticket. It is really difficult. You don't know the language and you don't know the country. We took the bus [...] and we came to Tel Aviv. And we got ourselves in Levinsky Park<sup>36</sup> [...]. I did not know somebody to call and it was winter. It was very, very hard. I did not have a blanket or something to cover myself. I spent about one month there, in Levinsky Park. It was full of people. I made a lot of people, who came before me and I asked them, what the reason was to be there and I asked why the guys don't have homes. The answer was that nobody is giving you housing [...]. Tomorrow you will go and take your

---

<sup>36</sup> Der Levinsky Park ist ein öffentlicher Park im Süden Tel Avivs, in der Nähe des Zentralen Busbahnhofs. Da Flüchtlinge bei ihrer Ankunft meist keine Unterkunft haben ist er zur Anlaufstelle für tausende afrikanische Obdachlose geworden. Laut Hochrechnungen starben etwa 40% seiner „Bewohner“ und „Bewohnerinnen“ an Hunger und Kälte.

visa and you will come and sleep with us there. It was so cold and there was no work. It was really, really hard. We were hungry, but there was no food.“

Mohammed hatte so wie alle anderen ein einmonatiges Aufenthaltsrecht erhalten und nachdem dieses ausgelaufen war ein Dreimonats-Visum, das immer wieder erneuert werden musste. Mit einigen Gelegenheitsjobs konnte er sich schließlich seinen Lebensunterhalt sichern und mit vier Freunden eine kleine Wohnung mieten. Über das Leben in Israel sagt er heute: “Generally the life in Israel is very hard and it's somehow the same like in Sudan [...]. It happened that my hopes to get a legal status and feeling safe are destroyed... There is still fear that they are going to send me back to my country, where I'm not safe. I can't study, you are not allowed to work [...] and the interior minister is always talking bad. Really, you are not feeling safe. Me personally, I lost all my hope. I don't have a chance to get education, I don't have rights of a citizen or the refugee status, but anyhow I'm safe for now and I'm healthy... But I hope one day I can go back to my home and it's safe. Next year I hope to go back to join my family, because I really miss them and that is my hope ... [...]. “

### 2.3.2. Ahmed erzählt

Mit Ahmed<sup>37</sup> führte ich mein erstes Interview. Damals war er 29 und hatte den Sudan 2004 verlassen. Auch er ist in Darfur geboren. Im Gegensatz zu anderen Flüchtlingen hat er inzwischen einige israelische Freunde gefunden und drückte in unserem Gespräch immer wieder seine Dankbarkeit gegenüber Israel aus.

Im September 2003 wird Ahmeds Dorf bombardiert. “Suddenly our area was attacked ...[...]. It was in the morning time. We just disappeared. We were alone. If you got a chance you run. So many people died; we lost a lot of people ... [...]. We were around the mountains and around us they were fighting [...]. There was no food; the people were suffering a lot; all the area was destroyed; everything was destroyed [...] from the government. You know, there was the genocide... The militaries said that we were rebels [...]. But, you know, many people don't have an idea about policy; they are innocent people. They took a lot of people to an unknown place [...] and suddenly you heard that they were killed [...]. From there they decided to capture all the young people. You know, so many of my friends have been captured by the government. Most of them were killed... We miss them [...].” Nach den Bombardements floh Ahmed alleine nach Karthum, in der Hoffnung dort eine Arbeit zu finden und seine Schulausbildung zu beenden. Dort angekommen musste er allerdings auf der Straße leben und der Druck durch die Regierung wurde immer größer: “I was living in the market in Khartoum [...] and the government, the men, they came in the night and they captured all the people ... the people, they disappeared; we did not know nothing [...].”

So begann Ahmeds Reise auf der Suche nach einem besseren Leben. Zunächst verließ er das Land in Richtung Äthiopien. Dort angekommen lebte er in einem Flüchtlingslager und beendet seine Schulausbildung bis zur 8. Klasse. Er konnte dort sogar einige Semester Englisch studieren, sagte er. Aber zufrieden war er mit seinem Leben dort nicht: “In the refugee camp, there is no money, no education, no work ... there is no life. “, erzählte er. Also beschloß er, nach Ägypten aufzubrechen. Die Grenze zu überqueren kostete ihn viel Geld, das er sich von einem Freund leihen musste. In Ägypten angekommen schloss er sich sogleich

---

<sup>37</sup> Name von JB geändert.



einer sudanesischen Flüchtlingsgemeinschaft in der Nähe von Kairo an. Ägypten sei „nicht sicher“ gewesen, beklagte er, viele Sudanesen würden dort „verschwinden“. Also konnte er auch dort nicht bleiben und machte sich auf den Weg nach Israel: „It was so terrible to cross the border [...]. When we came to cross the red sea, we were faced a challenge: Egyptian securities found us... Finally we spent one night in the water, because there was no way to go. If you go, they will capture you and put you into jail [...]. Finally we got a chance: In the nightime we crossed. The sound of the bullets ... Finally three of us were captured by the Egyptians. We stayed in the desert for four days, because there is no way to go forward and no way to go back [...]. Finally we got a chance to cross the border. It is a very long distance. It took us about seven hours. When we arrived at the Israeli border, again three people were captured [...].“

Angekommen in Israel wurde auch Ahmed in ein Inhaftierungszentrum gebracht. Er verbrachte dort nach eigener Aussage 74 Tage eingepfercht in einen Raum mit 240 fremden Menschen. Nach dem üblichen Prozess wurde er schließlich entlassen und nach Tel Aviv verwiesen: „When I arrived here in Tel Aviv I found the forest, the Levinsky Park, without job or food. I asked the people there, where the official place to sleep is. They told me that there is no UN compound [...].“ Besonders zu schaffen machte Ahmed seine Identität, die ständig durch Fremdzuschreibungen beeinflusst wurde: „Before we came here, we were Sudanese and then we were refugees. But me, I did not change [...].“ Nach mehreren Wochen wurde Ahmed ein Arbeitsplatz vermittelt. Er spülte für eineinhalb Monate in einem Restaurant Geschirr. Als er sein Geld einfordern wollte, behauptete der Besitzer, dass er ihn nicht kennen würde. Dann sagte er, er zahle ihm nichts, weil er alle Gläser zerbrochen und auch sonst „nur Ärger gemacht“ hätte. Ahmed hatte noch nie einen Arbeitsvertrag gehabt. Und auch in anderen Jobs wurde er um sein Geld betrogen. Aber für Ahmed war klar, er kann nicht zurück: “I'm not able to go home, because if you were here, in Israel, you are an enemy in Sudan... So many people have been killed because of that!” Trotz all dieser Erfahrungen betonte er jedoch immer wieder, wie wichtig es für ihn war nach Israel zu kommen. Als ich ihn fragte ob er in Israel glücklich sei und sich sicher fühle, bejaht er. Ahmed fand, dass nicht alle Israelis „schlechte Menschen“ seien und fügte an: „[...] Here in Israel we are free. Thanks to Israel, that gave us this chance! We will never forget!”.

### 2.3.3. Abdoullah erzählt

Abdoullah<sup>38</sup>, damals 28, traf ich in Ashdod. Mein Projekt hatte sich herumgesprochen. Die kleine Gemeinde in Ashdod hatte bei Amnesty International nach mir gefragt. Sie wollten auch interviewt werden, das „sei „ihre Pflicht“ sagten sie. Als ich in Ashdod ankam, planten sie gerade eine „Aktion“. Hunderte Flyer, mit den neusten Nachrichten über den Darfur-Konflikt und die Lage im Sudan auf Hebräisch zusammengefasst, sollten in Briefkästen der Bewohner und Bewohnerinnen geworfen werden. Abdoullah erzählte mir von einer ähnlichen Aktion vor ein paar Wochen: Die israelischen Einwohner und Einwohnerinnen demonstrierten gleichzeitig gegen die sogenannten „Eindringlinge“. Manchmal würden sie sogar gewalttätig werden, sagte Abdoullah. Der heruntergekommene Gemeinschaftsraum der sudanesischen Gemeinde in Ashdod befand sich in einem mehr oder minder leer stehenden

---

<sup>38</sup> Name von JB geändert.

Haus. An der Wand hing ein Bild eines uralten, weißhaarigen Rabbiners mit langem Bart; über seinem Kopf schwebte ein Heiligenschein. Als ich ihn verwundert danach fragte, lachte Abdoullah: Der Raum hätte früher „sehr religiösen Juden“ gehört, glaube er und sie hätten „ihn“ zurückgelassen, sie hätten „ihn“ einfach hängen lassen, „er“ sähe doch nett aus. Die Ashdoder Gemeinde kam mir wesentlich aktiver als andere mir bekannte Gruppen vor und gerade Abdoullah schien immer wieder zu Demonstrationen aufzurufen, dabei hatte er die wohl schmerzlichsten Erfahrungen dabei gesammelt:

“Since I was born, there was something like a cold war [...]. The genocide broke out in 2003 [...]. My village was burned down. When they came to our house, the house of my family, only I managed to escape [...]”. Abdoullahs Weg führte von nun an in den Tschad, nach Ägypten und nach Äthiopien - nirgends fühlte er sich aufgenommen. 2008 kehrte er deshalb zurück in den Sudan und beschloss für sein Glück zu kämpfen: „There were different groups of activists and we are trying to create [...] public protests and worked with the press. It was so hard. With just our hands, we were going out for protest and the police shot right inside the crowd [...]”. Abdoullah war bald als Unruhestifter bekannt und sein Leben war in Gefahr. Viele der Aktivisten seien in dieser Zeit verschwunden, im Gefängnis gefoltert worden oder tot, sagt er. Um sein Leben zu retten, flüchtete er nach Ägypten, doch auch dort war er nicht sicher: „[...] They, the Egyptian forces, told us that the UNHCR was closed. That was also a hard life there, because Egypt took all the Sudanese activists back to Sudan.”

Abdoullah machte sich also auf nach Israel. Genauere Angaben über den Ablauf der Flucht machte er nicht, klar ist aber, dass er unter den ersten Flüchtlingen war, die nach Israel einwanderten. Fünf Monate lang saß er in einem Inhaftierungszentrum fest. Als er schließlich entlassen wurde, fand er keine Arbeit, denn seine im Sudan abgeschlossene Ausbildung wurde in Israel nicht anerkannt. Von Eilat aus, zog Abdoullah nach Tel Aviv, um sich an der Universität einzuschreiben. Aber der Traum zu studieren scheiterte an den zu hohen Studiengebühren<sup>39</sup>. So verschlug es ihn nach Ashdod. Bald darauf bekam er Nachricht von seiner Frau, die ebenfalls den Sudan verlassen hatte. Abdoullahs Frau, die er 2003 in einem sudanesischen Flüchtlingslager wiedergetroffen hatte, ist seine Cousine. Es schien fast als wäre er wütend auf seine Frau, die einfach das Flüchtlingslager verlassen habe: „She was supposed to stay there“, sagte er und fügte fast versöhnlich an: “But the government of Sudan pulled out all the NGOs doing health services in the refugee camps. The life there is absolutely dangerous now; it’s absolutely bad. Our punishers are part of the government now. Most of the young boys and girls are in danger: They arrest the boys or kill them and the young girls ... They just pick them and rape them as long as they can, even if they are in the refugee camps”. Seine Frau saß zum Zeitpunkt unseres Interviews seit etwa eineinhalb Jahren im Saharonim-Gefängnis fest. Abdoullah konnte sie einmal im Monat besuchen. „Last month I received a letter for her release,“ erzählte er, “I have to pay 10.000 NIS<sup>40</sup>, so they release her. That sounds ridiculous to me. We fled from Sudan, we survived the punishment of the Bedouins in Sinai desert and now we have to pay arresting fees. The government convicts the people without trial. It puts them into prison for one or even more years without reason and then you have to pay 10.000 NIS [...]. How am I able to bring this money? [...]”.

---

<sup>39</sup> Da nichtjüdische Flüchtlinge als „illegale Einwanderer“ gelten, betragen die Studiengebühren, wie für alle Nicht-Israelis etwa 7 000 Euro im Jahr, hinzu kommen Lebensunterhalt und Miete. Stipendien zu bekommen ist für Flüchtlinge meist auch sehr schwierig, da sie von den meisten israelischen Anbietern ausgeschlossen werden.

<sup>40</sup> Neue Israelische Schekel, etwa 2 000 Euro.

Trotz dieser Erlebnisse hatte Abdoullah niemals aufgegeben. Sein Weg war der unbewaffnete Kampf. Ihre Waffe sei die Information, sagte er. Nur wenn die Menschen wüssten, was im Sudan passiere, würden sie die Beweggründe der Flüchtlinge verstehen: „Most of the Israelis are not caring. It's not the way they think, we are no infiltrators. The Israelis are fighting against us [...]. Perhaps they have to ... but they should also know that in our home country, there is the genocide [...]. The Situation is hard for us. If the Situation in our country would be better, it wouldn't take one hour and we all would have left [...]. All the civilians don't know, what's going on in Sudan. Nobody talks about it. We must try to make the people understand! [...] So we are doing activities [...]. About eighty percents of the activists are from Darfur. We're doing the best we can to chance the situation here and in Darfur. We need peace. We are trying to have contact to our brothers [activists] in Sudan, even to the ones in the refugee camps. All the people are interested in activities [...].“

#### 2.3.4. Ibrahim erzählt

Als ich Ibrahim<sup>41</sup> traf war er 25 und einer der jüngsten Flüchtlinge. Auch er war im Vorstand des Fur Centers in Tel Aviv, so wie Mohammed. Für die leitende Position hatte er sich freiwillig gemeldet. Nach den Workshops gingen wir einmal in der Woche mit ein paar anderen Sudanesen und Amnesty-Mitarbeitern in eines der kleinen eritreischen Lokale. Im Pub wurde diskutiert, über das Leben hier in Israel, über das Leben im Sudan und besonders über Politik. Oft saß ich bis spät in die Nacht mit den Männern da und lauschte ihren Erzählungen. Wie nichts anderes spiegelten diese Abende und meine Bekanntschaft mit Ibrahim die Stimmungen der Flüchtlinge in Israel wieder: Mal ausgelassen, voller Freude und Energie, mal melancholisch und in Erinnerungen schwelgend an die Kindheit im Sudan, mal voller Tatendrang und Ideen und manchmal unsagbar traurig.

Ibrahim war einer der jüngsten in der Flüchtlingsgemeinde und wie er mir erzählte, auch der Jüngste in seiner großen Familie mit den Geschwistern und Halbgeschwistern und den drei Ehefrauen des Vaters. Er hatte alle zurückgelassen, als er geflohen war. Vorher hatte er seine Mutter um Erlaubnis gefragt. Seine Zeit im Sudan war schmerzlich. Schon mit jungen Jahren saß er im Gefängnis, über seine Flucht aus dem Sudan 2011 über Ägypten nach Israel sprach er nur wenig.

Die Ankunft in Israel aber lief für Ibrahim einfacher ab als für andere: Die israelischen Behörden hatten sich bereits mit den vielen Flüchtlingen abgefunden und entließen ihn nach ein paar Wochen aus dem Inhaftierungszentrum. Außerdem konnte er bei einem Bekannten unterkommen. Trotzdem sei in Israel alles sehr schwierig, versicherte er mir: “It is very difficult, if you are [...] a refugee or asylum seeker. [...] Many people [...] are faced with a lot of difficulties. Some people [...] lose their mental power and they get crazy. [...] More people do have the ability to get crazy because of this situation [...]. Life it is difficult; it is very hard“. In ihm löste das eine unstillbare Sehnsucht nach der Heimat aus: „Always you can hear the [...] the people [talking] [...] and that [...] let me always think of my homeland and coming back. They<sup>42</sup> are asking sometimes, if you are interested [to] go back. They will give you money. But that is not a good project for us [...]. I came because of the war and the war is still con-

---

<sup>41</sup> Name von JB geändert.

<sup>42</sup> Beamte bei der Visumsvergabe.

tinuing and in Darfur there is the genocide [...]. Why should I go back? I came to save myself. I will not go back to fight. That cannot be. If the country becomes peaceful, after that you can ask me, if I go back and I will say: Yes! Thank you very much, I like to go back to my homeland and I do appreciate you for accepting me and helping me [...]. But if they now say we can help you to go back, that's not good. Some people they sign, because they don't know and they say the [Israeli] government said it, should be true. But if you sign it, you delay your visa. They will call you to go back. That is very hard. [...] When you go back and in Sudan, the government [...] talks to you and everything that is a sign that you entered Israel is not [good] ... If he [the refugee] comes back he's faced a danger and he will be in jail for a long time [...], because they say Israel is an enemy country."

Auch für Ibrahim schien sich das Leben durch die geglückte Flucht zumindest ansatzweise gebessert zu haben: "We were like in a cage and since we come to the outside of Sudan, [...] we can communicate with the people from all over the world in order to spread out our case [...]." Er war sich außerdem sicher, dass sich die Situation eines Tages ändern würde. Immer wieder ließ er Sätze fallen wie: „The asylum seekers and the citizens of Israel, they can make peace and they will lovely live together [...]". Selbst als ich ihn fragte, ob er nicht Angst vor Abschiebung habe ist er sich sicher, dass die UN<sup>43</sup> ihm in einem solchen Fall helfen würde: "We are afraid, [to be send back]! But we will call it to the international community and UN. They will know a place, where they can put us. If [...] they will release us to go to Sudan directly, we will need the international guarantee to save our life. Without the guarantee we are not going back! [...]"

Außerdem war sich Ibrahim sicher, dass sich die Situation im Sudan bald ändern würde. Den Sudanesen müsse Mut zugesprochen werden und sowohl die internationale Gemeinschaft als auch die NGOs müssten die Lage im Sudan sehen und begreifen, dann würde Al-Baschir vor den Internationalen Gerichtshof gestellt werden und im Sudan wäre Frieden: „We need all the men, the government, the Human Rights Organisations and so on, staying with us, calling our rights [...]. We need to show it to the world. We need to show our culture and our case to the different people and tell them what is going on in Sudan and in Darfur. [...] Baschir should be brought to the ICC court! [...] That will be a great day, a happy day for us [...]". Als ich Ibrahim nach seiner Zukunft fragte, sagte er: "In my future I need to be an activist of Human Rights, because I grew up in this country. We don't have any Human Rights [in Sudan] and the Human Right is very important. We need all the people to be different, not only in my country, all over the world! [...] there can be a peace in Sudan ... Yes, there can be a democracy ... hopefully."

---

<sup>43</sup> Die UN ist bei den meisten Flüchtlingen eher negativ behaftet, da die UNHCR erst vor kurzem ihr Büro in Tel Aviv wieder geöffnet hat und sich ihrer Meinung nach eher wenig um die Flüchtlingsgemeinschaften gekümmert hat.

## 2.4. Interpretation

Diese vier Flüchtlingsgeschichten zeigen, trotz aller Gemeinsamkeiten, wie individuell der Umgang mit der eigenen Geschichte ist. Traumata und schwer belastende Erinnerungen können zu unterschiedlich schweren psychischen Auffälligkeiten und Erkrankungen führen. Häufig diagnostizierte Beschwerden sind Ängste und Depressionen, Aggressionsschübe, zwanghafte paranoide Zustände, bis hin zu körperlichen Beschwerden. Dies führt häufig zu sozialem Rückzug oder sogar Selbstmord. Wie Ido Lurie in seinem 2009 erschienenen Artikel schreibt, setzten sich die traumatischen Erfahrungen von Migranten und Migrantinnen in Israel sowohl aus den in den Ursprungsländern, wie den in Israel erlebten Traumata zusammen. Flucht und Krieg im Sudan, haben, wie viele Flüchtlinge beschreiben, häufig ein ebenso bedrohliche Wirkung, wie die nie endende Angst vor Abschiebung, der illegaler Status, das Fehlen einer Krankenversicherung und einer Arbeitserlaubnis in Israel. Etwa siebzig Prozent der wegen psychischen Erkrankungen behandelten Patienten in „Open Clinic for Migrants or Refugees“<sup>44</sup> weisen eine Drogen- oder Alkoholabhängigkeit auf. Neun von zehn Patienten und Patientinnen haben bereits einmal versucht Selbstmord zu begehen (Lurie 2009).

Aus ethnologischer Sicht interessiert mich vor diesem Hintergrund allerdings besonders, wie mit diesen persönlichen und individuellen Herausforderungen umgegangen wird. Um dies zu analysieren, habe ich die oben angegebenen Interviewausschnitte gewählt. Denn alle vier Fallgeschichten sind meiner Meinung nach sinnbildlich für die Flüchtlingsgemeinden: Mohammed legte den Fokus in der ersten Flüchtlingsgeschichte vor allem auf die Zeit im Sudan. Auch in anderen Gesprächen erzählte er vor allem von seiner Familie, seiner Kindheit, seinem Heimatdorf, dem Weg zur Schule... Diese nostalgischen Erinnerungen zeigen meiner Meinung nach zum einen seine tiefe Verbundenheit und Zuneigung zu seinem Heimatland. Zum anderen betonte er jedoch immer wieder wie schwierig und schrecklich die Jahre ab 2004 waren, wie entbehrungsreich die Flucht war und wie überaus unwillkommen er sich in Israel empfand. Es schien fast, als hätten ihn Krieg und Völkermord im Sudan und die damit zusammengehörige Flucht und der Kampf in Israel brutal aus seiner Kindheit gerissen. Immer wieder betonte er auch, wie hoffnungslos seine Situation sei („Me personally, I lost all my hope“). Der Wunsch einen Platz zu finden an dem er frei sei („a place where I can feel free“) habe sich nie erfüllt und werde sich Mohammeds Aussagen zufolge wohl auch nie erfüllen. Anders als die drei anderen hatte sich Mohammed, wie es scheint, dazu entschlossen, sein Leben solange als hoffnungslos zu betrachten, bis er zurück in den Sudan könne. Im letzten Satz klingt sogar an, dass er im Gegensatz zu vielen anderen Flüchtlingen, wie zum Beispiel Ibrahim oder Abdoullah, seinen Fokus hierbei nicht auf eine bestimmte politische Veränderung legte. Sein einziger Wunsch schien eine sichere Rückkehr zu seiner Familie zu sein – unter welchen Bedingungen diese geschehe schien ihm nicht wichtig („I hope I can go back to my home and it’s safe. Next year I hope to go back to my family“). Auch in anderen Gesprächen habe ich Mohammed als keinen besonders politischen Menschen kennengelernt. Politischer Aktionismus, wie der von Abdoullah, schien ihm fremd.

---

<sup>44</sup> Krankenhaus in Süd-Tel Aviv, das durch die Hilfsorganisation „Physicians for Human Rights“ ins Leben gerufen wurde. Ehrenamtliche Ärzte und Ärztinnen, sowie medizinische Helfer und Helferinnen schaffen den Flüchtlingen so die Möglichkeit sich auch ohne Krankenversicherung behandeln lassen zu können.

Im Gegensatz zu Mohammed legte Ahmed seinen Hauptschwerpunkt nicht auf Erinnerungen. Er berichtete zwar von seinem Leben und seinen Erfahrungen, ordnete diese aber klar der Vergangenheit zu.<sup>45</sup> Ahmed setzte sich kritisch mit seiner eigenen Position in der Gegenwart auseinander. So sprach er zum Beispiel die eigenen Identitätskrise an („Before we came here we were Sudanese and then we were refugees. I did not change“): Beide Identitäten, ob die eines Sudanese oder die eines Flüchtlings, sind Fremdbeschreibungen. Sich in diesen Fremdzuschreibungen seinen eigenen Weg zu suchen ist nicht leicht. Seine Geschichte über die Flucht ist in diesem Zusammenhang sinnbildlich. Gefangen zwischen zwei Grenzen, der Ägyptischen und der Israelischen, befanden sich die Flüchtlinge in einem Niemandsland. Sie warteten, traten auf der Stelle, denn es gab weder einen Weg zurück, noch einen Weg nach vorne („[...] because there is no way to go forward and no way to go back“). Das Gefühl gefangen zu sein, in einer Situation, in der es keinen Ausweg gibt, teilte Ahmed sicher mit allen Migranten und Migrantinnen. Anders als Mohammed, der in seinen Erinnerungen seine Zuflucht gefunden hatte, sah sie Ahmed erstaunlicherweise in Israel. Er war einer der wenigen Sudanese aus meinem Bekanntenkreis, der versuchte, sich vollständig zu assimilieren. Dazu gehörte, sich mit Land und Volk zu identifizieren. Besonders eindrücklich zeigte sich dies bei Ahmed im täglichen Leben. Er betonte nicht nur sein gutes Verhältnis zum israelischen Volk und seinen israelischen Freunden; bei ihm fand sich außerdem überall eine israelische Fahne, sei es auf der Handyschale, dem T-Shirt oder dem Schlüsselanhänger. Wie auch im letzten Satz des Zitats deutlich wird, empfand er den Israelis gegenüber sogar tiefe Dankbarkeit und fühlte sich frei („Here in Israel we are free. Thanks to Israel [...]! We will never forget!“). Diese besondere Beteuerung der Dankbarkeit ist mir sonst bei keinem Gespräch vermittelt worden.

Auch die dritte Flüchtlingsgeschichte ist meiner Meinung nach sinnbildlich. Abdoullahs Weg war geprägt von politischem Aktivismus. Sein Kampf für eine gerechtere und seiner Meinung nach richtigere Welt, begann schon im Sudan. Erstaunlich ist, dass er dafür sogar bereit war, nach der ersten Flucht wieder in das gefährliche Land zurückzukehren. Dies mag allerdings auch daran liegen, dass Abdoullahs Familie, bis auf seine Frau, fast völlig ausgelöscht wurde. Auch an der Art und Weise, wie er über seine Frau sprach wird klar, dass er eigentlich ein Einzelkämpfer war und er ihre Ankunft in Israel vielleicht sogar eher als Behinderung empfand. Auffällig ist zudem, dass er in seiner Schilderung über die Verhältnisse im Sudan oder in Israel eine eher unpersönliche Wortwahl wählte. Seine Erzählung war stattdessen gespickt mit allgemeinen, politischen Aussagen und Meinungen. Das beste Beispiel dafür ist seine Beschwerde über die für seine Frau zu leistende Gefängnissteuer. In dieser persönlichen Geschichte wurde er sehr schnell verallgemeinernd: „We fled from Sudan, we survived the punishment of the Bedouins in Sinai desert and now we have to pay arresting fees“. Mit „wir“ meinte er wohl alle sudanesischen Flüchtlinge, für die er demonstrierte und seine Aktionen plante. Sein starker politischer Antrieb und der Wille zu kämpfen, haben mich gerade vor dem Hintergrund seiner Lebensgeschichte sehr beeindruckt. Ich bin mir sicher, Abdoullah würde jede Chance nutzen zurück in den Sudan zu reisen, nicht aus Heimatverbundenheit oder um seine Familie wiederzusehen wie Mohammed, sondern um gegen ein Unrechtsregime aufzubegehren.

---

<sup>45</sup> In den Gesprächen wurde dies besonders auch dadurch deutlich gemacht, dass zum Beispiel Mohammed im Gegensatz zu Ahmed, in seinen Erzählungen über die Vergangenheit unbewusst ins Präsens wechselte.

Die letzte Flüchtlingsgeschichte zeigt wiederum einen anderen Umgang mit dem Geschehen. Ibrahim schien sich als leitendes Gefühl für seinen Weg in die Zukunft die Hoffnung gewählt zu haben. Auch er war, ähnlich wie Mohammed, sehr mit seiner Heimat und seiner Familie verbunden. Anders als Mohammed konzentrierte er sich jedoch verstärkt auf die eigene Zukunft. Ibrahim war ein sehr emotionaler Mensch, wie das Interview deutlich zeigt. Besonders wenn es um die Zukunft „seines Landes“ ging, schlug sein Aktivismus in kaum zu bremsende Euphorie um. In mehreren Gesprächen erzählte er mir fast kindlich verträumt davon, wie er eines Tages als Präsident des Sudans das Land verändern würde. Auch die romantisierenden Hoffnungen („and they will lovely live together“) sowie sein Vertrauen in die UN („they will know a place where they can put us“), die Internationale Gemeinschaft, Hilfsorganisationen und in die sudanesishe Gesellschaft zeichnete sein Interview aus. Wie er betonte, war er sich sehr sicher, dass der Sudan eines Tages eine befriedete Demokratie sein würde („there can be a peace in Sudan, there can be a democracy“). Auch sich an dieser Hoffnung festzuhalten ist sicherlich eine Strategie, sich im eigenen Leben zurechtzufinden und hebt seinen tiefen Glauben in eine selbstbestimmte Zukunft heraus.

Aus allen „Flüchtlingsgeschichten“ ist ablesbar, wie individuell eine Flucht und das Leben im Exil von statten geht und anschließend bewertet wird. Alle vier Männer ziehen aus ihrem Erlebten sehr unterschiedliche Schlüsse für ihr Leben und ihre Zukunft. Ich spreche deshalb im Titel meiner Arbeit bewusst von „Kultur(en) der Migration“. Trotz des ähnlichen kulturellen und sozialen Hintergrundes, der alle Geschichten prägt, begegnete ich vier sehr subjektiven und kulturellen Erfahrungswelten, die alle für sich stehen. Ich wende mich demnach von einer homogenen Vorstellung von Kultur ab und möchte den ambivalenten, subjektiven und prozesshaften Charakter von Kultur ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Auch die Identitätsbildung einer Person, vielleicht im Besonderen die eines Flüchtlings, wird von sehr unterschiedlichen Prozessen beeinflusst: Identität generiert sich zum Beispiel aus Eigen- und Fremdzuschreibungen, aus Zugehörigkeitsverlangen und Abgrenzungswünschen; Identität kann in der Gruppe gebildet werden und ist doch etwas ganz persönliches. Mit Sicherheit einen die gewaltgeprägten Kriegserfahrungen im Heimatland, die Erlebnisse auf der Flucht, das Gefühl der Entwurzelung oder das Abgewiesen-werden in Israel viele Exilsudanesen und -sudanesischen. Trotzdem geht jedes Individuum anders damit um.

### 3. Abschließende Bemerkungen und Ausblick

„What is important [...], is that ethnocratic regimes are characterized by a degree of political openness and formal-democratic representation mixed with political structures that facilitate the dominance of the hegemonic group. This is indeed, expressed in the ambiguous, political approach towards the African refugees; on one hand, Israel perceives itself as the “only western democracy” in the region and so it must respect human rights. But on the other, it must “protect” its Jewish character by limiting what Olmert named “a tsunami of infiltrators”” (Haim 2009: 8).

Wie im obigen Zitat angesprochen, ist der Umgang des israelischen Staates mit sudanesischen Flüchtlingen weit mehr als nur eine politische Agenda. Auf der einen Seite sieht sich Israel als demokratischer Staat, der verpflichtet ist, die international anerkannten Bestimmungen zu Menschenrechten und Flüchtlingskonventionen zu berücksichtigen. Auf der anderen Seite legitimiert sich der Staat Israel über seinen jüdischen Charakter, den es zu schützen gilt. Dieser ideologische Konflikt spiegelt sich nicht nur in der israelischen Politik, in Form des Siedlungsbaus in den palästinensischen Gebieten, dem Scheitern der Friedensverhandlungen oder auch der Asylgesetzgebung, sondern auch in der Haltung der Gesellschaft wider (Perry 2010: 159 ff.). Neben Menschenrechtsaktivisten, die die Parallelen von afrikanischen Flüchtlingen mit Holocaustüberlebenden herausstellen, spricht Premierminister Olmert von einem „Tsunami“, der den Staat gefährdet (siehe Zitat oben). Der jüdische Staat, verflochten in jüdisch-muslimischen und israelisch-palästinensischen Konflikten, hat keinerlei politische Beziehung zum Sudan aufgebaut, schützt aber auch nicht seine vermeintlichen „Feinde“, die Flüchtlinge. Innenpolitisch gesehen herrscht wohl die große Angst jedwede fremde, also nicht-israelische, und zudem noch nichtjüdische Einflüsse könnten den Staat ins Wanken bringen und dem Judentum wäre seine Heimstätte genommen. Diese ideologische, politische und emotionale Verknüpfung ist für Außenstehende schwer nachzuvollziehen. Vor allem für die sudanesischen Flüchtlinge, die sich oft selbst als Opfer der „Araber“ sehen und deshalb zum Beispiel in der Bewertung des Nah-Ost-Konflikts verstärkt auf israelischer Seite stehen. Für viele war diese Gegenüberstellung auch einer der Gründe, sich überhaupt für die Immigration nach Israel zu entscheiden. Dass sie jedoch nicht als Gäste aufgenommen und als Flüchtlinge behandelt wurden, mussten viele nach ihrer Ankunft erst schmerzlich begreifen. Der Kampf um das physische und psychische Überleben, der im Sudan begonnen hatte, endete nicht mit der Ankunft im „heiligen Land“. Sich eine eigene Strategie und Umgangsweise damit zu erarbeiten, fordert Kraft und mentale Stärke.

Ich denke, eine solche individuelle, emotionale Verarbeitung muss auch noch von israelischer Seite stattfinden. Erste Schritte haben in jüngster Zeit bereits stattgefunden: Noch während meines Aufenthalt wurde im September 2013 die „Anti-Infiltration-Law“ sehr zum Missfallen der Regierung Netanjahu vom obersten israelischen Gerichtshof als illegal erklärt. Auch das Engagement unterschiedlicher nationaler und internationaler Organisationen zeigt, dass sich das Thema in einer ständigen gesellschaftlichen Bearbeitung befindet. Leider hat sich die verhärtete Frontenbildung von konservativen, regierungstreuen Israelis auf der einen und Flüchtlingen, NGOs und deren Unterstützern auf der anderen Seite nicht sehr entspannt: Seit Anfang 2013 ist eine etwa fünf Meter hohe und knapp dreihundert Kilometer



lange Grenzbefestigung zum Sinai fertig gestellt worden. Die militärischen Grenzposten haben Schießbefehl. Seit etwa einem Jahr geht der „Zustrom“ afrikanischer Flüchtlinge nach Israel somit etwa gegen Null. Die etwa 70.000 Menschen, die sich bereits im Land befinden, werden von der Regierung systematisch unter Druck gesetzt. Angst vor Abschiebung, Armut und Perspektivlosigkeit lastet sehr schwer auf den einzelnen Individuen. Hierzu ein letztes Zitat eines Flüchtlings: „I thought Israel would be a good place to be. It is a western country and they are fighting against the Arabs. But we live in a hell... I am going back to Sudan – soon. Why? Because we are dying ... and it is better to die in your own country.“

Seit einigen Monaten wird dies noch durch neue repressive Gesetzesvorschriften verstärkt. Durch den Gerichtsbeschluss zur „Anti-Infiltration-Law“ ist es der Regierung zwar nicht mehr möglich die „Eindringlinge“ dauerhaft festzusetzen, an diese Stelle tritt aber nun die sogenannte „open detention“: Flüchtlinge dürfen die speziell ausgewiesenen Zentren zwar verlassen, müssen sich aber zu festgeschriebenen Zeiten mehrmals täglich dort melden und die Nacht in den Camps verbringen. Wer den Anordnungen zuwiderhandelt, dem droht eine hohe Gefängnisstrafe. Hinzukommen die seit einiger Zeit verstärkt durchgeführten Razzien, Verhaftungen und Visakontrollen einer extra dafür ins Leben gerufenen militärischen Sondereinheit, einer Art „Migrationspolizei“.

Auch die Asylbewerber und -bewerberinnen reagieren auf diese Situation. Seit einiger Zeit mehren sich Proteste und Demonstrationen. Zuletzt wurde die sogenannte MarchForFreedom-Bewegung ins Leben gerufen, die mit dem symbolischen Auszug mehrerer Dutzend aus einer solchen „open detention“-Einrichtung begann. Dieser symbolträchtige Akt gewann so viele Unterstützer, dass sich daraufhin mehrere Großdemonstrationen ergaben. Die letzte, die am 6. Januar 2014 stattfand, hatte mit ihren knapp 22.000 Teilnehmern weltweite Aufmerksamkeit. Der Widerstand, der sich in den Flüchtlingsgemeinschaften formiert und großen Zulauf verzeichnet, könnten als Beginn einer sogenannten „Protestkultur“ gewertet werden. Die Demonstrationen und das politische Engagement und Aufbegehren sind, meinen Beobachtungen zufolge, bereits fester und identitätsstiftender Bestandteil der sudanesischen Gemeinschaften in und um Tel Aviv geworden.

Abschließend möchte ich bemerken, dass die in dieser Arbeit geschilderte Problematik, wie schon in der Einleitung angedeutet, keine rein israelische Problemstellung ist. Israel hat sich in seiner Identität als jüdischer Staat für das jüdische Volk von der Flüchtlingsmenge afrikanischer, nichtjüdischer Asylbewerber und -bewerberinnen offensichtlich überrannt gefühlt und hat versucht das „Eigene“ zu verteidigen. Ein Motiv, das auch in Europa und ich würde behaupten weltweit seine Entsprechungen findet. Auch deshalb ist die Auseinandersetzung mit Migration und Mobilität meiner Meinung nach unerlässlich und ein in die Zukunft gerichtetes Ziel. Wirtschaftliche Probleme, Kapitalismus und Globalisierung fordern neben bedeutenden Umweltveränderungen, wie dem Klimawandel, weltweit das politische und gesellschaftliche, wie auch moralische System heraus.

Denn wie Kane und Leedy schreiben:

„There is no better indicator of the level of despair [...] today than the exponentially growing numbers trying to exit at all coasts for a better life elsewhere [...]. [Now people], Africans, particularly the youth, [are] voting with their feet [...]and] the increasing global flow of goods, people, money, ideas, and images is transforming the twenty-first-century world in unpredictable forms“ (Kane und Leedy 2013: 1 und 8).

## 4. Literaturverzeichnis

- AFFEEF, KARIN FATHIMATH. 2009. *A Promised Land for Refugees? Asylum and Migration in Israel*. Issues in Refugee Research. Research Paper Nr. 183. UNHCR Publikation, Digitales Dokument (<http://www.refworld.org/pdfid/4c23257b0.pdf>).
- AMNESTY INTERNATIONAL. 2007. *Migration-Related Detention: A Research Guide on Human Rights Standards relevant to the Detention of Migrants, Asylum-seekers and Refugees*. London: Amnesty International Publications.
- AMNESTY INTERNATIONAL. 2011. *Broken Promises: Egypt's Military Rulers erode Human Rights*. London: Amnesty International Press.
- AMNESTY INTERNATIONAL. 2013. *10 Years On: Violations Remain Widespread in Darfur*. London: Amnesty International Press.
- AMNESTY INTERNATIONAL. 2013. *Egypt/Sudan: Refugees and Asylum-Seekers face brutal Treatment, Kidnapping for Ransom, And Human Trafficking*. London: Amnesty International Press.
- AMNESTY INTERNATIONAL. 2013. *Sudan: Civilians caught in unending Crisis in Southern Kordofan*. London: Amnesty International Publications.
- ARTHUR, JOHN A.. 2010. *African Diaspora Identities: Negotiating Culture in Transnational Migration*. Lexington Books: Plymouth.
- AUSTIN, GREG UND BEN KOPPELMAN. 2004. *Darfur and Genocide: Mechanism for Rapid Response, and End to Impunity*. Digitales Dokument (<http://fpc.org.uk/fsblob/285.pdf>).
- AVIV, CARYN UND DAVID SHNEER. 2005. *New Jews: The End of the Jewish Diaspora*. New York: University Press.
- BEN-RAFAEL, ELIEZER. 2013. Diaspora. *Current Sociology*. Vol. 61, Nr. 5-6, S. 842-861.
- BERMAN, YONATHAN UND HOTLINE FOR MIGRANT WORKERS. O.A.. *Until our hearts are completely hardened: Asylum procedures in Israel*. Digitales Dokument ([http://www.proasyl.de/fileadmin/proasyl/fm\\_redakteure/Broschueren\\_pdf/Broschueren\\_Stiftung\\_Israel\\_Until\\_our\\_hearts...\\_Maerz\\_2012\\_WEB.pdf](http://www.proasyl.de/fileadmin/proasyl/fm_redakteure/Broschueren_pdf/Broschueren_Stiftung_Israel_Until_our_hearts..._Maerz_2012_WEB.pdf)).
- BRENNER, MICHAEL. 2002. *Die Geschichte des Zionismus*. München: C.H. Beck.
- CHARMAZ, KATHY. 2006. *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide through Qualitative Analysis*. London: Sage Publications Ltd..
- CHIARI, BERNHARD. 2008. *Sudan*. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag.
- CLIFFORD, JAMES. 1983. *On Ethnographic Authority*. Representations. Nr. 2, S. 118-46.
- FISCHER, HANS. 1998. Feldforschung. In: Hans Fischer (Hg.): *Ethnologie. Einführung und Überblick*. Berlin: Reimer. S. 73-92.
- GOLDEN, DEBORAH. 2001. Storytelling the Future: Israelis, Immigrants and the Imagining of Community. *Anthropological Quarterly*. Vol. 75, Nr. 1, S. 7-35.
- HABIB, JASMIN. 2004. *Israel, Diaspora, and the Routes of National Belonging*. Toronto: University of Toronto Press.
- HAIM, YACOBI. 2009. *African Refugees' Influx in Israel from a Socio-Political Perspective*. CARIM Research Report 2009/04. Robert-Schuman-Centre for Advanced Studies. Digitales Dokument ([http://cadmus.eui.eu/bitstream/handle/1814/10790/CARIM\\_RR\\_2009\\_04.pdf?sequence=1](http://cadmus.eui.eu/bitstream/handle/1814/10790/CARIM_RR_2009_04.pdf?sequence=1)):Critical).

- HASTRUP, ANDERS. 2013. *The War in Darfur: Reclaiming Sudanese History*. Abington, Oxon: Routledge.
- HADAS YARON, NURIT HASHIMSHONY-YAFFE UND JOHN CAMPBELL. 2013. "Infiltrators" or Refugees? An Analysis of Israel's Policy Towards African Asylum-Seekers. *International Migration*, Vol. 51, Nr. 4, S. 144–157.
- HEIDEMANN, FRANK. 2011. *Ethnologie: Eine Einführung*. Göttingen und Oakville: Vandenhoeck & Ruprecht.
- HOTLINE FOR MIGRANT WORKERS. 2011. *The Dead of the Wilderness: Testimonies for Sinai Desert, 2010*. Online Dokument ([http://www.ardc-israel.org/sites/default/files/testimonies\\_from\\_sinai\\_122010.pdf](http://www.ardc-israel.org/sites/default/files/testimonies_from_sinai_122010.pdf)).
- KANE, ABDOLAYE UND TODD H. LEEDY. 2013. Introduction: African Patterns of Migration in a Global Era: New Perspectives. In: Abdoulaye Kane und Todd H. Leedy (Hg.): *African Migrations: Patterns and Perspectives*. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press. S. 1-18.
- KHALAFALLA, KHALID YOUSIF. 2004. *Political Islam in Sudan: Political Opportunities and Mobilizing Structures*. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Bonn: K.A..
- KRITZMAN-AMIR, TALLY. 2009. "Otherness" as the underlying Principle in Israel's Asylum Regime. *Israeli Law Review*, Vol. 42, S. 306-330.
- KRITZMAN-AMIR, TALLY UND YONATHAN BERMAN. 2011. *Responsibility sharing and the Rights of Refugees: The Case of Israel*. Online Dokument (<http://www.clb.ac.il/AsylumSystem/Intro4.pdf>).
- KRITZMAN-AMIR, TALLY. 2012. Refugees and Asylum Seekers in the State of Israel. *Israel Journal of Foreign Affairs*, Vol. 3, S. 97-111.
- LIJNDERS, LAURIE, AFRICAN REFUGEE DEVELOPMENT CENTER UND HOTLINE FOR MIGRANT WORKERS. 2013. *Do not send us so we can become Refugees again: From 'Nationals of hostile State' to Deportees: South Sudanese in Israel*. Online Dokument ([http://ardc-israel.org/sites/default/files/do\\_not\\_send\\_us.pdf](http://ardc-israel.org/sites/default/files/do_not_send_us.pdf)).
- LURIE, IDO. 2009. Psychiatric Care in Restricted Conditions for Work Migrants, Refugees and Asylum Seekers: Experience of the Open Clinic for Work Migrants and Refugees, Israel. *SRJ Psychiatry Relat Sci.*, Vol. 46, No. 3, S. 172–181.
- MEYER, RUTH. 2005. *Diaspora: Eine kritische Begriffsbestimmung*. Bielefeld: Transkript Verlag.
- PAIN, R. AND SMITH, S. J.. 2008. Fear: Geopolitics and Everyday Life. In: R. Pain und S. J. Smith (Hg.). *Fear: Critical Geopolitics and Everyday Life*. London: Ashgate, S. 1-19.
- PAZ, YONATHAN, 2011. *Ordered Disorder: African Asylum seekers in Israel and discursive Challenges to an emerging Refugee Regime*. New Issues in Refugee Research. Research Paper Nr. 205. UNHCR Publikation, Digitales Dokument (<http://www.unhcr.org/4d7a26ba9.pdf>)
- PERRY, AVI. 2010. Solving Israel's African Refugee Crisis. *Virginia Journal of International Law*, Vol. 51, Nr. 1, S. 157-184.
- ROZEN, SIGAL UND PHYSICIANS FOR HUMAN RIGHTS. 2012. *Tortured in Sinai, Jailed in Israel: Detention of Slavery and Torture Survivors under the Anti Infiltration Law*. Digitales Dokument (<http://de.scribd.com/doc/112198648/Tortured-in-Sinai-Jailed-in-Srael-Eng>).
- SCHMITZ, BARBARA. 2011. *Geschichte Israels*. Paderborn: UTB.
- SHEFFER, GAVRI'EL. 2003. *Diaspora Politics: At Home Abroad*. New York: Cambridge University Press.

- SPITTLER, GERD. 2001. Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme. *Zeitschrift für Ethnologie*, Vol. 126, Nr.1, S. 1-25.
- STEMBERGER, GÜNTER. 1995: *Jüdische Religion*. München: C.H. Beck.
- THILKE, THILO. 2006. *Krieg im Lande des Mahdi: Darfur und der Zerfall des Sudan*. Essen: Magnus Verlag.
- TSURKOV, ELISABETH UND HOTLINE FOR MIGRANT WORKERS. 2012. *Cancer in our Body: On Racial Incitement, Discrimination and Hate Crimes against African Asylum Seekers in Israel*. Digitales Dokument  
([http://hotline.org.il/english/pdf/IncitementReport\\_English.pdf](http://hotline.org.il/english/pdf/IncitementReport_English.pdf)).
- YARON, HADRAS, NURIT HASHIMSHONY-YAFFE UND JOHN CAMPBELL. 2013. "Infiltrators" or Refugees? An Analysis of Israel's policy towards African Asylum-Seekers. *International Migration*, Vol. 51, Nr. 4, S. 144-157.

**INTERNETQUELLEN:**

- ARD-BERICHT I: <http://www.tagesschau.de/ausland/unhcr108.pdf>
- ARD-BERICHT II: <http://www.tagesschau.de/ausland/fluechtlingsrouten100.html>
- SONGLYRICS: <http://www.golyr.de/ry-cooder/songtext-across-the-borderline-613415.html>
- CONVENTION RELATING THE STATUS OF REFUGEES, GENEVA, 28. JULY 1951:  
<http://www.unhcr.de/mandat/genfer-fluechtlingskonvention.html>
- FRANKFURTER ETHIKERKLÄRUNG: [http://www.dgv-net.de/tl\\_files/dokumente/Ethikerklaerung%20\\_DGV\\_2009.pdf](http://www.dgv-net.de/tl_files/dokumente/Ethikerklaerung%20_DGV_2009.pdf)
- REYNOLDS, SARNATA. 2013. *Hope and Hold: African Asylum Seekers in Israel*. In: Refugees International. Field Report, auf: <http://www.refugeesinternational.org/policy/field-report/hope-hold-african-asylum-seekers-israel>.
- <http://www.independent.co.uk/news/world/middle-east/israelis-build-the-worlds-biggest-detention-centre-7547401.html>
- <http://www.uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlingshilfe/zahlen-fakten.html>
- DOKUMENTATION "Israel's New Racism: The Persecution of African Migrants in the Holy Land":  
[http://www.youtube.com/watch?v=dPxx4Aff3IA&desktop\\_uri=%2Fwatch%3Fv%3DdPxx4Aff3IA&app=desktop](http://www.youtube.com/watch?v=dPxx4Aff3IA&desktop_uri=%2Fwatch%3Fv%3DdPxx4Aff3IA&app=desktop)
- VIDEO-BERICHT "INCITEMENT AGAINST REFUGEES LEADS TO RACIST ATTACKS IN ISRAEL":  
[http://www.youtube.com/watch?v=iZ8Va\\_jX8kA](http://www.youtube.com/watch?v=iZ8Va_jX8kA)
- SZ-MAGAZIN 29/2013: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/40203>
- <http://www.jpost.com/National-News/Netanyahu-Knesset-will-pass-new-anti-migration-law-328691>
- <http://www.unhcr.org/51b1d63816.html>

(alle Internetlinks und digitale Dokumente sind zuletzt am 10.01.14 geöffnet worden.)